

Buchbesprechungen

Jochum, Uwe / Lübbers, Bernhard / Schlechter, Armin / Wagner, Bettina (Hg.): *Jahrbuch für Buch- und Bibliotheksgeschichte*. Bd. 1. Heidelberg: Winter 2016, 191 S.

Mit dem *JBB* erscheint eine Fachzeitschrift zur historischen Buchforschung, die sich von etablierten Titeln wie dem »Archiv für Geschichte des Buchwesens« durch kürzere Beiträge und einen niedrigen Preis abhebt. Die Herausgeber benennen die Gegenstände der Zeitschrift als materielle Schriftmedien und deren Tradierungsinstitutionen. Ihr Ziel ist es, »eine Brücke zwischen bibliothekarischer Praxis und kulturwissenschaftlicher Medientheorie und -geschichte zu schlagen« sowie einen »Dialog zwischen allen an buch- und bibliothekshistorischen Fragen Interessierten zu ermöglichen«.

Sie formulieren im interdisziplinären Feld der Buchwissenschaft somit ambitionierte Ziele, deren Versprechen die erste Ausgabe nicht halten kann: Beiträge und Beiträger sind überwiegend einer positivistisch-historischen Buchforschung zuzuordnen, die der Buchwissenschaft so seit geraumer Zeit nicht mehr direkt entspricht. Im einführenden Beitrag von Alois Schmid wird Buchwissenschaft überwiegend mit der früheren Buch- und Bibliothekskunde gleichgesetzt, die über Quellen- und Textkritik, Kodikologie, materielle Druckforschung und Editionsphilologie eine Hilfswissenschaft für die Geschichtsschreibung darstellte. Dabei mag richtig sein, dass diese Form der Buchforschung an den Bibliotheken an Bedeutung verliert, verschwiegen wird hier aber, dass die Buchgeschichte als eigenständiges Forschungsfeld inzwischen seit über 50 Jahren in medien- und kommunikationswissenschaftlicher sowie mediensoziologischer Perspektive objektbezogen und theoretisch fundiert erforscht wird. Die Vertreter dieser Forschungsperspektiven als Partner im anvisierten Dialog zur Buchgeschichte sucht man jedoch vergebens, ebenso wie die angekündigte medientheoretische Einordnung der Beiträge.

Dabei bietet die erste Ausgabe des *JBB* durchaus interessante Beiträge quellenfundierter Forschungsarbeit: Lydia Glorius dekonstruiert bisherige Belege für griechisch-

römische Doppelbibliotheken, Annette Sauer erweitert die Erkenntnisse zur Druckwerkstatt von Anton Koberger und Christian Melzer und Annemarie Kaindl analysieren die Aussagekraft von frühneuzeitlichen Bibliothekskatalogen oberpfälzischer Klöster. Mit »Fundstücken« aus Bibliotheken wird zudem die Quellenlage der Buchforschung erweitert. Die Rubrik »Kritik« fügt sich dagegen konzeptionell nicht ein: Valentin Groebner bietet einen »Ratgeber« für Doktoranden und Georg Siebeck erläutert Aspekte des wissenschaftlichen Publizierens. Hier hätte man sich stattdessen Beiträge zu Methoden bibliothekarischer Quellenforschung oder Kommentare zu publizierten Quellenanalysen gewünscht.

Die ersten Ausgaben von Fachzeitschriften verorten diese funktional in der Wissenschaftskommunikation und sollten ihren Themenbereich entsprechend stark fokussieren und einordnen. Das ist für das *JBB* bisher nur bedingt gelungen. Sollte es sich jedoch deutlicher als Bündelung buchhistorischer Quellenkritik und bibliothekarischer Quellenforschung positionieren, könnte es auf lange Sicht ein erfolgreicher Bestandteil buchwissenschaftlicher Fachkommunikation werden. Ansonsten bliebe es ein »Fundstück«.

AXEL KUHN, ERLANGEN

Rautenberg, Ursula / Schneider, Ute (Hg.): *Lesen*. Ein interdisziplinäres Handbuch. Berlin, Boston: de Gruyter 2016, 907 S.

Das Handbuch bietet aus der Sicht zahlreicher Disziplinen in vier Hauptkapiteln einen wohl umfassenden Blick auf eine der wichtigsten Kulturtechniken. Das erste Kapitel »Forschungsperspektiven« stellt auf hundert Druckseiten grundsätzliche Methoden und Theorien einzelner Fachrichtungen wie den Kognitiven Neurowissenschaften, der Kognitionspsychologie, der Informationswissenschaft und Computerlinguistik, den Sozial- und Kommunikationswissenschaften sowie der historisch-hermeneutische Lese- und Leseforschung vor. Das zweite Hauptkapitel »Leseprozess und Lesemedien« befasst sich dann auf knapp vierhundert Seiten zunächst mit Lesen und Verstehen auf kognitiver Ebe-

ne, sodann mit den Lesemedien im historischen Verlauf und mit dem Charakter von Leseprozessen. Das dritte Hauptkapitel bietet unter dem Titel »Institutionen und Organisationen des Lesens« auf gut zweihundert Druckseiten einen Blick auf Institutionen des Lesens, auf politische und rechtliche Rahmenbedingungen und Lenkungsprozesse sowie auf bildungspolitische und gesellschaftliche Zusammenhänge, behandelt werden hier auch Bibliotheken, Verlage, die Vermittlung von Literatur sowie digitale Netzwerke. Spannend ist das vierte Hauptkapitel »Funktionen und Leistungen des Lesens«, das mit einer Geschichte des Lesers von der Antike bis zur Gegenwart beginnt und sodann die funktionalen Differenzierungen des Lesens behandelt. Auch neuere Forschungen zu den Bemühungen der Aufklärung, neue Leser mit zielgruppenspezifisch gestalteten Lesestoffen anzusprechen, haben ihren Niederschlag gefunden, ebenso werden Zeitung und Zeitungsleser, Zeitschriften und Flugpublizistik mitbehandelt, selbst die Intelligenzblätter finden Erwähnung, allein der Kalender, in der Mehrzahl der Haushalte das erste weltliche Druckwerk und Massenlesestoff in der Frühen Neuzeit, fehlt. Man kann, um ein Fazit zu ziehen, von einem gelungenen Handbuch sprechen. HOLGER BÖNING, BREMEN

Königs, Diemuth: *Juden im Fricktal*. Geschichte einer Minderheit vom 13. bis zum 20. Jahrhundert. Basel: Schwabe 2016, 278 S.

Das Fricktal liegt im Schweizer Kanton Aargau, nachdem es bis 1799 zu Vorderösterreich gehörte und nach der Helvetischen Republik kurz ein eigener Kanton war. Juden gab es hier vom 13. Jahrhundert an, zumeist als Geldverleiher und Warenhändler, stets aber bildeten sie eine verschwindend kleine Minderheit. Die Abhängigkeit in einem an Bargeld armen Landgebiet von »jüdischem« Geld, so die Autorin, habe stets Aggressionen und Abwehrhaltungen gegenüber den Kreditgebern erzeugt, doch seien die Dienste jüdischer Kaufleute und Viehhändler für die Fricktaler Bevölkerung bis ins 20. Jahrhundert unentbehrlich gewesen. Bis zur Judenemanzipation im Aargau – nach ersten erfolglosen Bemühungen in der Folge der Helvetischen Revolution erfolgte sie erst 1863 – waren Juden auf rechtlicher, politischer, wirtschaftlicher und religiöser Ebene diskriminiert, von Toleranz

konnte keine Rede sein, ja, selbst die Emanzipation wurde mit großer Mehrheit, aber nur für kurze Zeit durch ein Plebiszit rückgängig gemacht. Einen kleinen historischen Augenblick war die Situation durch die Bemühungen Josephs II., Juden aus ihrer beruflichen, gesellschaftlichen und kulturellen Isolation zu befreien, ein wenig hoffnungsvoller, der Leibzoll wurde abgeschafft, ebenso Aufenthaltsgelder und Kleidervorschriften, auch sollten Juden erstmals zu jedem Studium außer der Theologie zugelassen werden, gleichwohl aber blieben Beschränkungen bei der Religionsausübung und auf anderen Lebensfeldern. Die Autorin rekonstruiert sehr kleinteilig die rechtlichen, sozialen und ökonomischen Lebensbedingungen der Fricktaler Juden, so dass deren alltägliches Leben erkennbar wird. Die öffentlichen Debatten über die Judenemanzipation werden in einem kleinen Abschnitt zur Behandlung des Themas in der Fricktaler Presse vorgestellt, doch spielen Periodika als Quellen ansonsten nur eine geringe Rolle, wenn beispielsweise kaufmännische Aktivitäten durch Zeitungsanzeigen dokumentiert werden. Antisemitismus kam erneut und nun unter der Maske des Tierwohls in den Debatten um das durch Volksabstimmung mit riesiger Mehrheit durchgesetzte Schächtverbot von 1893 noch einmal stark auf. Ein unschönes Kapitel ist endlich auch die Behandlung von jüdischen Flüchtlingen nach 1933. HOLGER BÖNING, BREMEN

Plessen, Marie-Louise von (Hg.): *Der Rhein*. Eine europäische Flussbiographie. Hg. von der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland. München, London, New York: Prestel 2016, 333 S.

Das prächtig ausgestattete Buch erschien anlässlich der Ausstellung »Der Rhein. Eine europäische Flussbiographie« vom 9.9.2016 bis 22.1.2017 in der Bundeskunsthalle Bonn. Es behandelt die Geschichte dieses Stromes unter fast allen denkbaren Gesichtspunkten, beginnend mit der Geohistorie des Flusses bis zu seiner Zähmung, Verkürzung und Verbauung zur Verbesserung der Schifffbarkeit. Sodann werden Blicke auf den Fluss als Strom der Römer, der Kirche, der Kaiser und der Händler geworfen, seine Festungen und Residenzen vorgestellt, eng verbunden mit dem »Kriegstheater« am Rhein. Auch als Achse der europäischen Idee wird dieser Fluss der Krie-

ger und Denker (Victor Hugo) vorgestellt, doch gehen dem zahlreiche Kriegskapitel voran, unter anderem ein Kapitel zur »Wacht am Rhein«. Überhaupt ist das 19. Jahrhundert mit seinen aggressiven Nationalismen ein wichtiger Wendepunkt in der Flussbiographie, wie an der berühmten Reise auf dem Niederrhein gezeigt wird, die Georg Forster im Frühjahr 1790 unternahm. Nationale Prägungen des Flusses konnte er noch nicht entdecken, er unterschied nach mehr oder weniger aufgeklärten Regionen und kulturhistorischen Räumen. Dass der Rhein zum deutsch-französischen Schicksalsfluss, aber auch zum Sehnsuchtsort der Romantik wurde, ist eine nachaufklärerische Erscheinung, die ihre Anfänge mit den sogenannten Befreiungskriegen und dem Vormärz hatte.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Clemens, Raymond (Hg.): *The Voynich Manuscript*. New Haven, London: Yale University Press 2016, 304 S.

Der relativ kleinformatige Pergament-Codex, der heutzutage die schlichte Bibliothekssignatur »Beinecke MS 408« (Beinecke Rare Book & Manuscript Library der Yale-Universität) trägt, ist seit Jahrhunderten ein Faszinosum. Das handschriftliche und handgemalte Unikat, vermutlich im frühen 15. Jahrhundert in Norditalien angefertigt und geschrieben in einer bislang unbekanntenen Schrift, umgibt die Aura des Spektakulären und Besonderen. Innerhalb der neuzeitlichen Kommunikationsgeschichte ist das sogenannte Voynich-Manuskript, benannt nach einem seiner letzten Besitzer (Wilfrid Voynich), eines der seltsamsten neuzeitlichen Bücher. Äußerlich folgt jenes Buch, das nachweislich situativ am Prager Kaiserhof von Rudolf II. ebenso auftauchte wie in der Bibliothek von Roger Bacon und einer römischen Jesuitenbibliothek, den Gepflogenheiten spätmittelalterlich-frühneuzeitlicher Buchkultur in Form (Codex), Material (Pergament), Komposition (Schrift- und Bild-Layout). Die inhaltliche Dekodierung und Deutung jenes aufwendigen Buches, welches wohl über mehrere Jahre hergestellt und mit einem komplizierten kryptografischen Schlüssel kodiert worden ist, jedoch steht noch aus: Weder Schrift noch Bild sind bislang von der Forschung entschlüsselt worden. Mit dem vorliegenden Band wird

nicht nur der bisherige Forschungsstand gebündelt präsentiert, sondern erstmals das komplette Buch – in leicht vergrößerter Darstellung – als Faksimile-Edition angeboten. Zwar existiert seit 2004 ein Volldigitalisat von »Beinecke MS 408«, aber erst die vorliegende Edition wird dem Buch gerecht – und vermutlich einer neuen Fülle von Hobby-Kryptologen und Verschwörungstheoretikern als Inspiration und Denkvorlage dienen. In den von einschlägigen Experten verfassten Essays zur Überlieferungsgeschichte, zum Namensgeber W. Voynich, zur Materialanalyse, zum Stand der kryptografischen Entschlüsselung und zu alchemistischen Deutungskontexten der Bildelemente kann sich sowohl der vorsektorsensibilisierte Forscher als auch der interessierte Laie schnell und gründlich einen Überblick über die Indizien und Faktenlage verschaffen. DANIEL BELLINGRADT, ERLANGEN

Kopp, Vanina: *Der König und die Bücher*. Sammlung, Nutzung und Funktion der königlichen Bibliothek am spätmittelalterlichen Hof in Frankreich. Ostfildern: Thorbecke 2016, 412 S.

Nicht nur für die Buch- und Bibliotheksgeschichte, sondern auch für die Kulturwissenschaft bietet die Kontextualisierung einer mittelalterlichen Bibliothek am Hof und die Untersuchung ihrer tatsächlichen zeitgenössischen Nutzung reiches Erkenntnispotential. Vanina Kopp widmet sich dieser Thematik am Beispiel der Bibliothek des Louvre (1368–1429) der französischen Könige Johann II., Karl V., Karl VI. sowie des Regenten Johann von Bedford. Übergreifend steht die Leitfrage nach dem Einsatz der Bibliothek für kulturelle und politische Handlungen im Sinne der Könige.

Kopp gliedert ihre Arbeit in drei Teile. Zunächst betrachtet sie die Sammlungsgeschichte der Bibliothek, dann widmet sie sich ihrer Nutzung und zuletzt untersucht sie die enthaltenen Übersetzungen und königlichen Auftragswerke. Dabei folgt sie keinem festen theoretischen Ansatz, sondern einem »multidisziplinäre[n] Mosaik« (S. 15), um so je nach Kapitelfragestellung die methodisch passende Forschungsperspektive einnehmen zu können. Sie nutzt dabei Methoden der klassischen Handschriftenkunde, der Bildwissenschaft sowie der Sozial- und Kulturgeschichte. Den Schluss bilden ein ausführlicher Anhang zu

den überlieferten Handschriften, ein Register und 25 Farbabbildungen.

Durch den multiperspektivischen Zugang gelingt es Kopp, die Louvrebibliothek in den Kontext der Zeit einzuordnen und dezidiert herauszuarbeiten, wie sie ihren Beitrag zur Ausformung des Sakralkönigtums leistete. Erfreulicherweise berücksichtigt Kopp neben der inhaltlichen Zusammensetzung der Sammlung auch die räumlichen Gegebenheiten und schlüsselt differenziert nicht nur die Sortierung und Aufstellung der Bücher in der Bibliothek auf, sondern auch ihre Verwendung außerhalb im Geflecht der höfischen Praktiken. Ihre Bezüge zwischen den zeitgenössischen gesellschaftlichen Entwicklungen, den eigenen und machtpolitischen Interessen der Könige sowie der Bestandszusammensetzung erlauben interessante Einblicke in die mittelalterliche Wahrnehmung des Buches als »Semiophor«.

Ihre Analyse stützt Kopp auf die heute bekannten 120 Handschriften aus dem ehemaligen Bestand von etwa 900 Inventarlisten, Rechnungen, Quittungen und Zahlungsanweisungen. Aufgrund dieser nur lückenhaften Quellenlage konnte sie einige Fragen nicht abschließend klären. Auch hätten einzelne störende Redundanzen mit einer stringenteren Kapitelabgrenzung vermieden werden können. Dennoch liefert Kopp mit ihrer umfassenden Darstellung eine wertvolle Arbeit, durch die die Bedeutung der Institution Hofbibliothek im Mittelalter nachvollzogen werden kann. Eine ähnlich übergreifende Betrachtungsweise wäre auch für weitere Bibliotheken und Sammlungen zu wünschen, beispielsweise für Fürstbibliotheken, die als Teil der höfischen Kultur ebenso vielfältig zur herrschaftlichen Selbstdarstellung, zum reziproken Geschenkaustausch und gelehrten Studium genutzt wurden.

JULIA BANGERT, MAINZ

Rous, Anne-Simone / Mulsow, Martin (Hg.): *Geheime Post*. Kryptologie und Steganographie der diplomatischen Korrespondenz europäischer Höfe während der Frühen Neuzeit, Berlin: Duncker & Humblot 2015, 294 S.

Der interdisziplinäre Sammelband vereint Beiträge, die »Methoden der geheimen Kommunikation« (11) in der diplomatischen Korrespondenz der Frühen Neuzeit untersuchen. Während in den letzten Jahrzehnten ein wachsendes Interesse an Praktiken der Geheim-

haltung auch in der Diplomatiegeschichte zu erkennen ist, fehlt es an systematischen Studien zu den Mitteln verborgener und verschlüsselter Übermittlung von Informationen (Steganographie und Kryptologie). Der erste Teil des Bands führt in den Forschungsstand und in theoretische Ansätze der frühneuzeitlichen Chiffrierkunst ein. Werke von Johannes Trithemius oder Athanasius Kircher schufen im 16. und 17. Jahrhundert Grundlagen, auf denen zunehmend komplexe Chiffrensysteme entstanden. Wie Anne-Simone Rous in ihrer Einleitung am Beispiel der Geheimdiplomatie in Sachsen hervorhebt, spiegeln die elaborierten kryptologischen Möglichkeiten ein hohes Sicherheitsbedürfnis wider, dem jedoch eine pragmatische Chiffrierungspraxis gegenüberstand: Gründe wie Zeitmangel oder komplizierte Codesysteme führten häufig dazu, dass Diplomaten das Risiko eingingen, vertrauliche Inhalte nicht verschlüsselt zu übersenden.

In 13 Fallstudien des zweiten Teils zu Spanien, dem Hause Habsburg, England/Großbritannien, Sachsen-Polen und Frankreich werden Chiffrierungstechniken des 16. bis 18. Jahrhunderts untersucht. Steganographische Praktiken der Informationsübermittlung und Probleme der Decipherierung abgefangener Briefe spielen dabei nur eine untergeordnete Rolle. Es wird teilweise ein systematischer Zugriff auf Geheimkorrespondenz an europäischen Höfen vermisst, der über die Ergebnisse der Detailanalysen hinausgeht. Es ist nachvollziehbar, dass aufgrund der Überlieferungslage breitere Studien wie zur Korrespondenz des Kaiserhofs im 17. und 18. Jahrhundert (Leopold Auer) nur in Einzelfällen geleistet werden können. Jedoch wäre eine stärkere Reflexion darüber wünschenswert gewesen, welche Textsorten unter diplomatische Geheimkorrespondenz fallen. Vormoderne Geheimverträge und -artikel (Martin Espenhorst) sind zwar im Feld der Geheimhaltung zu verorten, haben jedoch wenig mit Verfahren der Kryptologie und Steganographie zu tun. Die Untersuchung verborgener Korrespondenzen, die verfolgte protestantische Geistliche während der Regierungszeit der englischen Königin Maria I. unterhielten (Martin Skoeries), berührt nur am Rande diplomatiegeschichtliche Fragen. Insgesamt verharren die Einzelstudien auf der Ebene unterschiedlicher Verschlüsselungstechniken, wobei die Inhalte

der geheim übermittelten Nachrichten selten thematisiert werden. Zudem wäre im Hinblick auf das Forschungsinteresse des Bands (»Geheime Post«) eine stärkere Kontextualisierung des diplomatischen Nachrichtenwesens erforderlich gewesen. Nur vereinzelte Beiträge etwa zur Geheimkommunikation polnischer Diplomaten in Istanbul (Mariusz W. Kaczka) widmen sich Aspekten der Übermittlung geheimer Nachrichten. Insgesamt zeigt der Sammelband viele interessante Einzelergebnisse und verdeutlicht, welcher großer Bedarf der archivalischen Materialerschließung und weiteren interdisziplinären Forschung an der Thematik noch besteht.

MONA GARLOFF, STUTTGART

Topkaya, Yiğit: *Augen-Blicke sichtbarer Gewalt? Eine Geschichte des »Türken« in medientheoretischer Perspektive (1453–1529)*. Paderborn: Wilhelm Fink 2015, 234 S.

Apokalyptisch und im Duktus expressiv gefärbt eröffnet Yiğit Topkaya seine Untersuchung über die Geschichte der medial konstruierten Figur des »Türken« aus medientheoretischer Sicht. Von der Eroberung Konstantinopels 1453 bis zur ersten Belagerung Wiens 1529 durch die Osmanen reicht der Untersuchungszeitraum. Anhand der medial konstruierten Figur des »Türken« möchte der Autor die »Augen-Blicke« sichtbarer Gewalt zwischen Heil und Unheil in der zeitgenössischen Diskussion über die Ordnung der christlichen Kirche und der politischen Herrschaftsgewalt darstellen. Der »Türke« diene dabei als Bote einer Störung, Irritation und Inversion (S. 57) der sozialen Ordnung, der in seiner Medialisierung den politischen und kirchlichen Autoritäten Möglichkeitsräume eröffnete, ihre jeweils spezifischen Ordnungsvorstellungen weltlicher oder geistlicher Natur zu repräsentieren.

Einleitend (S. 11–36) verortet Topkaya das Forschungsthema im Brennpunkt verschiedener Konzepte der Geschichtswissenschaft zwischen Kulturaustausch- und Kulturkontakt, religionskultureller wie ethnographischer Episteme, Medien und Alterität. Souverän beherrscht er die Forschungsliteratur, sondiert und wirft abschließend den roten Faden aus. Die sich anschließende Reflexion im ersten Kapitel (S. 37–57) führt den Leser medientheoretisch zum Thema hin.

Die Figur des »Türken« sei als Zeichen einer Störung, als Parasit der sozialen, ekklesialen und politischen Ordnung der *christianitas* aufgetreten, derer sich die entsprechenden Entscheidungsträger in einem medialen Machtspiel zur Durchsetzung ihrer Repräsentation bedienten. Exemplifiziert wird das Ganze schließlich an mehreren chronologisch angeordneten Quellen. Das Angebot Papst Pius II. an Sultan Mehmed II. zur Taufe, die »Epistola ad Mahumetem« (1461), wird in Kapitel 2 als der Versuch eines sich monarchistisch gebärdenden Papsttums interpretiert, unter seiner Ägide kirchenpolitische Einheit und Frieden innerhalb der europäischen Christenheit gegen konziliaristische Bestrebungen herzustellen. Im »Tractatus de moribus« (1480) des Georg von Ungarn entdeckt Topkaya weniger einen ethnographischen Bericht als vielmehr ein »apokalyptisches Glaubensbekenntnis zwischen Gnade und Ungnade« (210). Gespiegelt werden in Kapitel 3 die lutherischen Schriften »Vom kriege widder die Türcken« (1529), »Eine Heerpredigt widder den Turcken« (1529) und »Von weltlicher vberkeytt« (1523). Als apokalyptischer Bote diene hier die mediale Figur des Türken als Mittel zum Zweck der Zurückdrängung des kurialen Macht- und Geltungsanspruchs der antichristlichen Papstkirche im Rom. Anhand ikonographischer Darstellungen und typographischer Augenzeugenberichte beobachtet Topkaya letztlich die Vernetzung von Gewaltwahrnehmung und Gewaltrepräsentation. Gräueltaten der Osmanen vor Wien seien prominent inszeniert, um von Seiten der Herrschaftsträger die medialen Repräsentationsräume in Wort und Bild zu besetzen.

Topkaya hat ein auf umfangreicher Quellen- und Literaturbasis beruhendes, sprachlich expressives Buch geschrieben, das aufgrund seiner Sachkenntnis interessante Interpretationen zulässt. Gerade die Fülle der Einzelbeobachtungen und komplexen Informationen lassen ihn am Ende jedoch fast den roten Faden verlieren. Tatsächlich hätte der Leser im Fazit eine Bündelung der vier Hauptstränge der historischen Analyse zu einem festen Argumentationsstrang erwartet, erhält aber nur »Augen-Blicke«. So beklagenswert dieses Fehlen ist, den Ergebnissen und der inhaltlichen Forschungsarbeit Topkayas tut dies keinen Abbruch.

MATTHIAS REKOW, GOTHA

Schäfer, Bernd / Eydinger, Ulrike / Rekow, Matthias (Hg.): *Fliegende Blätter*. Die Sammlung der Einblattholzschnitte des 15. und 16. Jahrhunderts der Stiftung Schloss Friedenstein Gotha. Stuttgart: Arnoldsche Art Publishers 2016, Bd. 1: Katalog, 447 S., Bd. 2: Abbildungen, 597 S.

Mit der kommentierten Edition der Gothaer Flugblattsammlung haben die Autoren einen wichtigen Beitrag zur Erschließung der frühneuzeitlichen Bildpublizistik geleistet. Die Bedeutung des Gothaer Bestands von Einblattholzschnitten des 16. Jahrhunderts ist der Forschung seit den Arbeiten Heinrich Röttingers, Max Geisbergs und Ingeburg Neumeisters bekannt, so dass die vollständige Veröffentlichung der xylographischen Blätter des 15. und 16. Jahrhunderts sehr zu begrüßen ist. Die farbige Reproduktion der kolorierten Holzschnitte dürfte für manchen Betrachter, der bisher nur die auf Monochromie retuschierten Wiedergaben bei Geisberg kannte, überraschend neue Einblicke in die populäre, aber auch humanistische und höfische Bildwelt des Reformationsjahrhunderts gewähren.

Die beiden Bände enthalten 555 Nummern mit 652 Blättern; die Differenz ergibt sich daraus, dass Flugblattserien als Einheit aufgefasst und mit nur einer Nummer versehen wurden. Den größten thematischen Schwerpunkt bilden mit über 160 Blättern die Porträts. Es folgen die etwa gleichgroßen Gruppen der Militaria (Schlachten, Landsknechte) und Wunderzeichen mit je rund 80 Drucken. Die übrigen Blätter verteilen sich auf die Bereiche der konfessionellen Polemik, der religiösen Erbauung und moralischen Unterweisung (in didaktischer und satirischer Form). Kasualia und Werbeblätter bleiben hingegen randständig. Bemerkenswert ist die strikt protestantische Ausrichtung der Sammlung: Unter den Konfessionssatiren befindet sich nur ein einziges antilutherisches Blatt, das vermutlich nur deswegen den Weg in die Sammlung gefunden hat, weil man es irrtümlich für ein Wunderzeichenblatt hielt (Nr. 244).

Die Kommentare setzen sich zusammen aus den Basisdaten (Produzenten, Erscheinungsort und -jahr, Herstellungstechnik, Maße, Zustand), einer Transkription der Texte und Bildinschriften, knappen Paraphrasen von Bild und Text mit Angaben zur historischen Situation, einem Verzeichnis weiterer Exemplare

und anderer Fassungen sowie Literaturangaben. Eine Konkordanz der alten und neuen Signaturen, ein umfangreiches Literaturverzeichnis und ein Personen- (leider kein Sach-)register beschließen die beiden Bände. Die allgemeinen Informationen zur Sammlung hätte man sich etwas ausführlicher gewünscht. So erfährt man nichts über den Aufbau der vor-maligen Klebebände, in denen die Blätter bis zum Ende des 19. Jahrhunderts aufbewahrt worden waren. Die außergewöhnliche Dominanz der Nürnberger Drucke (über die Hälfte des Bestands) wird nicht erwähnt, geschweige denn erklärt. Auch über den Verbleib der vor und nach dem Zweiten Weltkrieg veräußerten Blätter erfährt man nichts (einige der vormals Gothaer Blätter befinden sich heute im Besitz der University of Texas in Austin).

Medien-geschichtlich sind folgende Punkte hervorzuheben: 1. Die nicht geringe Anzahl von Flugblattfolgen wie auch von Sonderformaten (z.B. von Bildfriese, die sich als Wand-schmuck anboten) zeugt von der Diversifikation des Mediums im 16. Jahrhundert. 2. Ein Teil der farbigen Blätter wurde von Hand koloriert und zielte auf ein anspruchsvolleres Publikum als die schablonenkolorierten Briefma-lerdrucke; dementsprechend haben sie auch Eingang in die Sammlung der Wettiner Sach-senherzöge gefunden. 3. Die vielfältigen Ver-bindungen von populärer Druckgraphik und Hochkunst illustrieren eindrücklich die beiden Porträts der sächsischen Kurfürsten Friedrich III. und Johann I. (Nr. 17f.); die gedruckten Texte der beiden Blätter wurden in der Cra-nach-Werkstatt auf in größerer Stückzahl hergestellte gemalte Bildnisse aufgeklebt, die so zu »Flugblättern« in Luxusausführung wurden.

Die Ausgabe gibt vielen Fächern der Früh-neuzeitforschung wertvolle Quellen an die Hand. Es wäre wünschenswert, dass die Go-thaer Bestände der Bildpublizistik des 17. Jahr-hunderts (möglichst unter Ergänzung der typo-graphischen Blätter mit Kupferstich/Radierung aus dem 16. Jahrhundert, die in den vorliegen- den Bänden fehlen) in ähnlicher Weise erschlos-sen und der Forschung zur Verfügung gestellt würden. MICHAEL SCHILLING, BRAUNSCHWEIG

Raymond, Joad / Moxham, Noah (Hg.): *News Networks in Early Modern Europe*. Leiden: Brill 2016, XXX, 892 S.

Das Thema ist aktuell, das Interesse an

Nachrichten hat stark zugenommen, die Vielfalt von Perspektiven und Fallstudien ist sehr anregend – und ein wenig verwirrend. Der vorliegende Sammelband im Umfang von mehr als 900 Seiten bietet mehr als 30 Aufsätze von Experten aus verschiedenen Ländern. Präsentiert werden neueste Forschungen und viele spannende empirische Ergebnisse. Sie können hier nicht sinnvoll zusammengefasst werden. Der Band selbst ordnet die Beiträge unter drei Rubriken: »Networks«, »Modes« und »Studies«. Nicht immer leuchtet diese Aufteilung ein, zumal der überwiegende Teil der Aufsätze deutlich als Fallstudie angelegt ist. Die Einleitung der Herausgeber verzichtet auf eine deutliche theoretische Perspektive, die im Titel allein durch die Netzwerke angedeutet wird, sowie eine Definition von Nachrichten. Auch eine Zusammenfassung gibt es nicht.

Diese Zurückhaltung der Herausgeber erklärt sich vermutlich durch den noch immer sehr uneinheitlichen Forschungsstand, der in diesem Band auf Studien zu einem Teil Europas beschränkt ist. Es fehlen Nord- und Osteuropa sowie der Norden des Heiligen Römischen Reichs. Die Beschränkung führt zum Verzicht auf generelle Aussagen, die mit Hilfe des meist exemplarischen Zugangs nicht zu belegen wären. Der Leser ist somit aufgefordert, die gewählten Perspektiven am Einzelfall selber zu prüfen, zumal die Beiträge nicht direkt aufeinander eingehen. Die Diskussion findet vielmehr implizit statt, da die meisten Beiträge ähnliche Zugänge wählen. Interessanter Weise stellt der Herausgeber Raymond die Berechtigung dieser Fallstudien explizit in Frage (S. 111), da deren bloße Vermehrung die offenen Fragen nicht lösen könnte. Der Band enthält freilich viele spannende Fallbeispiele. Und doch ist Raymond in der Sache zuzustimmen, da der Mangel an deutlichen Begrifflichkeiten und theoretischen Perspektiven die Vergleichbarkeit erschwert.

Ein Zugang findet über die Frage der zeitgenössischen Gattungen statt. Mario Infelise untersucht den Begriff der Gazette. Er war weniger eindeutig als angenommen und veränderte sich durch den Transfer in andere Sprachen. Ähnlich unklar wurden andere Begriffe wie *Aviso* oder *Zeitung* verwendet (siehe Einleitung von Raymond und Moxham). Die Beiträge argumentieren folglich auf der Grundlage eines zufällig erhaltenen

Nachrichtenmaterials, ohne Gattungsfragen zu diskutieren.

Der Beitrag von Mark Greengrass, Thierry Rentet and Stéphane Gal beschreibt hingegen eine »emerging orthodoxy«, mit Blick auf die Definition der Nachricht durch den Begriff der Information: »Information [...] refers to what is learned, processed and stocked from others, and whose worth is related to the rarity value that it possesses. »News« is its subsequent transmission into another, possibly more public, environment.« (S. 616) Information und Nachricht hängen demnach zusammen, insofern letztere einem *möglicherweise* mehr öffentlichen Umfeld angehören. Hinter dieser Annahme steht eine von vielen Beiträgen gewählte Perspektive: die Frage der Öffentlichkeit von Nachrichten. Auch wenn die Herausgeber alte Fortschrittserzählungen von einer allmählich zunehmenden Öffentlichkeit in Frage stellen, arbeiten viele Beiträge offenkundig mit Modellen, die eine zunehmende Öffentlichkeit nahelegen oder die Beschränkung von Öffentlichkeit als Ausdruck einer politisch motivierten Geheimhaltung verstehen.

Ein wiederum anderer Zugang wird insbesondere von Raymond selbst programmatisch eingefordert, von vielen Beiträgen empirisch umgesetzt: Nachrichten wurden in Netzwerken verbreitet. Diese Netzwerke wurden durch Nachrichten konstituiert und perpetuiert. In aller Regel ist jedoch nur ein Ausschnitt erkennbar, durch den Zufall einer Überlieferung bedingt. Schobesberger zeigt eindringlich, wie ein solcher Zufall die Annahme von einer vermeintlichen »Fuggerzeitung« erklären kann, die es in dieser singulären, auf die Bedürfnisse der Familie Fugger zugeschnittenen Form nie gegeben hat. Die Fugger mit ihren Netzwerken waren vielmehr Teil anderer Netzwerke. Diese Netzwerke hatten bereits im 16. Jahrhundert selbstverständlich europäische Dimensionen, auch wenn sie meist national archiviert und erforscht wurden und werden. Da diese Netzwerke in den meisten Fällen anonym waren, die Anschlussnetzwerke somit unsichtbar bleiben, schlägt Raymond wie einige andere Beiträge den Einsatz von *big data* vor.

Die Maschinenlesbarkeit alter Drucke und vermehrt auch von Handschriften soll den Vergleich von verschiedenen Sammlungen ermöglichen. So könne der Transfer von

Nachrichten rekonstruiert werden, deren Bearbeitung, Übersetzung sowie die Geschwindigkeit wie Wege der Verbreitung. Die Frage ist freilich, was diese Forschungen an neuen Einsichten bringen werden. Auch wenn der empirische Beleg bisher schwer zu erbringen ist, so gibt es kaum einen Zweifel daran, dass das Nachrichtenmarkt von einer begrenzten Zahl zentraler Handelsstädte per Post organisiert wurde. Für den Transfer waren nur geringe Bearbeitungen nötig, weil die Nachrichten meist auf jede Form von Kommentierung verzichteten.

Ein weiteres Problem dieser Forschung ist, dass sie sehr stark am Inhalt von Nachrichten interessiert ist. Es wird den Lesern ein spezifisches Interesse unterstellt – ganz im Sinne der oben angeführten Definition von Information. Diese Annahme wäre freilich erneut zu prüfen, zumal sie durch die zeitgenössische Zeitungsdebatte nicht bestätigt wird. Es scheint plausibler, weniger nach dem Was und Wie der Nachrichten zu fragen als nach dem Warum. Hier ist insbesondere der Aufsatz von Belo instruktiv, der nach den sozialen Normen und Regeln fragt, die den Vertrieb von Nachrichten steuerte. Diese waren nicht primär Ware, sondern Gabe wie Investition in Netzwerke. Um die Vielfalt von Motiven zu begreifen, müssten Historiker ihre »splendid isolation« (S. 375) aufgeben und geschriebene wie gedruckte Nachrichten in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit untersuchen. Belo zwingt uns damit, über die Frage nach den Funktionen von Nachrichten nachzudenken. Das hat Konsequenzen für notwendige Gattungsdefinitionen, die weder über den Inhalt noch die Frage von Öffentlichkeit hinreichend beschrieben werden. Öffentlichkeit existierte in Abstufungen (»degrees of publicity«, S. 376), die als Teilhabe definiert werden können und soziale Positionen in Netzwerken beschreiben. An dieser Stelle deutet Belo ein ganz anderes Verständnis von Nachrichten an.

Der Band, das dürfte deutlich geworden sein, enthält eine Vielzahl spannender Beiträge, die viele Fragen zum weiten Feld von Nachrichtenbeziehungen und Netzwerken aufwerfen. Er ist sehr zu empfehlen für alle Leser, die an der Debatte zum frühneuzeitlichen Nachrichtenmarkt teilnehmen wollen.

HEIKO DROSTIE, STOCKHOLM

Barbier, Frédéric: *Gutenberg's Europe. The Book and the Invention of Western Modernity*. Cambridge: Polity Press 2017, 312 S.

Als Frédéric Barbier, Direktor des in Paris angesiedelten Centre national de la recherche scientifique, im Jahr 2006 »L'Europe de Gutenberg. Le Livre et l'invention de la modernité occidentale (XIIIe-XVIe siècle)« publizierte, waren seine Modernitätsthese zur gesellschaftsverändernden Dynamik des typografischen Drucks bereits erprobt, bekannt und auch von anderen Forschern meinungsstark präsentiert worden. Barbier gehörte jedoch nicht zu den Fortschrittsüberbetonern, wie E. Eisenstein, oder den Medien-Großinterpretateuren, wie M. McLuhan. Vielmehr betonte Barbier eine mediologisch konzipierte und historisch argumentierende Schriftmedien-Perspektive auf Kommunikationsveränderungen der Frühen Neuzeit, deren englischsprachige Übersetzung nun vorliegt.

Eine vollständige Auseinandersetzung mit Barbiers Ideen und Konzeptionen ist im Rahmen einer Kurzrezension kaum möglich, daher soll zunächst abstrahierend auf die ausgebreiteten interpretatorischen Schwerpunkte eingegangen werden: Die allmählichen und abrupten Veränderungen in der Schriftkultur zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert – allem voran die neuen Drucktechniken (Xylografie; Typographie), neuen Nachfrage- und Rezeptionsprozesse (Scholastik; Humanismus), neuen Themenbehandlungen (z.B. durch nicht-religiöse, volkssprachliche Angebote), neuen Marktstrukturen für Schriftmedien – besitzen in ihrer Summe radikale Impulse, die zu einem völlig veränderten Mediensystem der Neuzeit führen. Der Buchhistoriker Barbier ist umsichtig genug, einen solchen Langzeit-Prozess, der gesellschaftsstrukturierende Auswirkungen mit dem Werden von »modernen« Schriftmedien verbindet, als nicht lineare Entwicklung zu beschreiben. Vielmehr beinhaltet Barbiers Perspektive auf eine »Medienrevolution« ein komplexes Ineinanderwirken von branchenspezifischen, ökonomischen und intellektuellen Veränderungs- und Kommunikationsprozessen, die zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert in Europa einen neuen Modus des Kommunizierens verstetigte. Es gehört zu den Stärken des Buches, konsequent die Übergangsprozesse der Schriftkultur in ihrer Brüchigkeit, Offenheit und Komplexität zu beschreiben

und hierbei gleichermaßen die intellektuellen Innovationsimpulse als auch die wirtschaftlichen Innovationskräfte der Zeit in ihrer gegenseitigen Bedingtheit zu konturieren. Lesenswert sind vor allem die Überlegungen zur kulturellen Konstellation des neu entstehenden Marktes für Schriftmedien. Fraglich sind hingegen die genutzten Revolutions- und Modernitätskonzepte. Viele angeführte Thesen und Theoreme, von der Leserevolution bis zu Debrays »Graphosphäre«, sind nur für Experten erkennbar und im Literaturteil nicht ausgewiesen. Reicht es aus, das Verb »modernisieren« im 15. Jahrhundert nachweisen zu können, um gleich von einer beginnenden Modernität sprechen zu können? Ferner stört auch die fachtypische Massen-Perspektive auf Kommunikationsprozesse, die mehr verstellt als offenbart. Warum bisweilen immer etwas explodieren muss (»The Media Explosion«, Kapitel 9), wenn von einer Zunahme an Publikationen die Rede ist, ist dem Rezensenten generell fraglich. Medienhistorische Argumentationsführungen zur Frühen Neuzeit werden dieses Buch berücksichtigen müssen – in Auseinandersetzung und in Anregung.

DANIEL BELLINGRADT, ERLANGEN

Löhdefink, Jan: *Zeiten des Teufels*. Teufelsvorstellungen und Geschichtszeit in frühreformatorischen Flugschriften (1520–1526). Tübingen: Mohr Siebeck 2016, 412 S.

Die vorliegende Studie ist die überarbeitete Fassung einer 2015 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster bei Barbara Stollberg-Rilinger eingereichten Dissertation. Auf der Quellenbasis von mehr als einhundert deutschsprachigen Flugschriften aus dem Zeitraum 1520–1526 analysiert Löhdefink die Teufelsvorstellungen im Kontext der Reformation. Umfangreich setzt sich der Autor einleitend mit der Quellengattung auseinander und ordnet sie in den medienhistorischen Kontext ein. Mit Blick auf die Flugschriften spricht er u.a. von »persuasiver Intentionalität« (S. 23) und bedient sich des auf den Aspekt der Meinungsbeeinflussung fokussierten Flugschriftenverständnisses Hans-Joachim Köhlers. Hier bleibt der Flugschriftenbegriff auf einem allzu technisch-theoretischen Niveau, weshalb er in der Forschung nicht unumstritten ist.

Der Teufel ist in den schriftlichen Quellen der Reformationszeit ein häufig anzutref-

fender Begriff und gehörte zum theologischen Grundvokabular (S. 2). Für frühere Analysen reformatorischer Teufelsbilder konstatiert der Autor eine »lutherische Engführung« (S. 3). Diesem Umstand begegnet er in seiner Studie durch die Einbeziehung mehrerer reformatorischer Autoren.

Mit Rückgriff auf Überlegungen Reinhard Kosellecks, Achim Landwehrs und Marcus Sandls zu den historischen Dimensionen des Zeitbegriffs entwickelt Löhdefink den Analysebegriff der »Geschichtszeit« (S. 7–10). Aus ihm leitet er die Analyseebenen Vergangenheitsdeutung, Gegenwartsverständnis und Zukunftsperspektive ab, welche gleichzeitig die wesentlichen Strukturelemente der Studie bilden und die drei inhaltlichen Hauptkapitel benennen.

Die zeitgenössische reformatorische Auseinandersetzung mit dem Teufel manifestierte sich primär in druckgestützter Publizistik (S. 376) und transportierte ein »enormes zeitgenössisches Kontroverspotenzial der Apokalyp- tik« (S. 366). Löhdefink argumentiert, dass das Schriftprinzip der Reformation nicht nur die Wiederentdeckung der Offenbarung, sondern gleichzeitig auch das Bewusstsein für die Existenz und das Wirken des Teufels beförderte (S. 368). Detailliert arbeitet der Autor die zeittypischen Teufelsauffassungen sowie deren Veränderungen aus dem Flugschriftenkorpus heraus. Neben die Auffassung von traditionellen Wirkungsbereichen des Teufels, z.B. außerhalb des Christentums bei Heiden und Türken, trat die Annahme seiner Allgegenwärtigkeit in Gesellschaft und Kirche und der Notwendigkeit seiner Demaskierung.

Löhdefinks Ausführungen sind stilistisch anspruchsvoll und mitunter auf sprachlich exklusivem Niveau, wodurch eine wünschenswerte Rezeption auch außerhalb der engeren akademischen Fachwelt erschwert wird. Abgeschlossen wird die Arbeit von einem Sach- und Personenregister.

CHRISTOPH KALTSCHUEUR, BONN

Groesen, Michiel van: *Amsterdam's Atlantic*. Print Culture and the Making of Dutch Brazil. Philadelphia: Pennsylvania University Press 2017, 272 S.

»Amsterdam's Atlantic« is an exemplary study of early modern media. Michiel van Groesen, professor of maritime history at the

University of Leiden, has presented us with a thoroughly enjoyable book, captivating in detail and graceful in argument. His study revolves around the short-lived Dutch colonisation of Brazil (1630–1654) and the importance of public opinion in moulding the colonial adventure. Exploiting an extraordinary range of sources – from newspapers, diaries and wall maps to playing cards, globes, romantic tales, diaries and even gable stones – van Groesen is able to reconstruct the true extent to which Brazil entered the daily lives of Dutch citizens. While emphasis in the title is placed on »print culture«, this book continuously ventures beyond printed media, entering the world of disgruntled sailors, remonstrating widows and speculating aristocrats, whose contributions to the discussion of Dutch Brazil did not always make it into print.

»Amsterdam's Atlantic« is set amidst the hustle and bustle of Amsterdam, the wealthiest city of the Dutch Republic, and also, as far as Brazilian policy was concerned, the most opinionated. Van Groesen demonstrates how Amsterdam very quickly established itself as the centre for Atlantic news and cartography, channelling information from Brazil to domestic and foreign audiences. Instrumental to Atlantic news was the Dutch West India Company (WIC), the joint-stock company at the helm of the colony. The regents of the WIC orchestrated ostentatious celebrations at the first signs of Dutch success, and together with a host of publishers, engravers, writers and ministers encouraged public fascination with the promised riches of Brazil. Yet the multimedia experience promoted by the authorities came back to haunt the WIC when expectations raised by the initial success of the colony were not fulfilled in the later 1640s. Crucial to its demise were eyewitness reports from returning soldiers, sailors, ministers and administrators who contested the plot maintained by the regents. A counter-narrative was quickly exploited by the opponents of the WIC, changing Dutch Brazil from a fabled El Dorado to a disappointing backwater.

Persuasive though van Groesen is, his conclusion that Dutch Brazil was »the main storyline that had captivated the public imagination in the Dutch Golden Age« (p. 187, repeated in other words at p. 1 and 45) is less convincing. While Dutch Brazil generated its

fair share of pamphlets, sermons and public friction, it does not seem to have overshadowed the conflict generated by the debates of the Truce years, the English Civil Wars, the True Freedom, the Disaster Year, or the conflicts between Amsterdam and William III towards the end of the seventeenth century. Dutch newspapers, although clearly fascinated with Dutch Brazil, carried far more numerous reports on the Thirty Years' War and the emerging troubles in the British Isles. Nevertheless van Groesen demonstrates very effectively the sway of public opinion in the Dutch Republic, and has brought to our attention a more refined understanding of the richness of its multimedia world.

ARTHUR DER WEDUWEN, ST. ANDREWS

Hagelweide, Gert: *Ostpreussische Presse von den Anfängen bis 1945*. Titel, Bestände, Daten, Biographien, Literatur. Berlin, Boston: De Gruyter Saur 2016. Bd. 1. A, Einführende Orientierung, B, Bibliographie und Standortnachweis (Teil 1), 1276 S. : Ill.; Bd. 2. B, Bibliographie und Standortnachweis (Teil 2), C. Biographien, D. Dokumente zur frühen Pressegeschichte, E. Register. S. 1277–2015

Dieses Werk einer Biobibliographie der ostpreussischen Presse von nicht weniger als 4030 Druckspalten in recht kleinen Lettern ist nicht weniger als ein Wunder, nämlich auch angesichts schlechter Quellenüberlieferung und Zerstörung von Archiven und Bibliotheken eine gigantische Forschungsleistung, erbracht als Einmannunternehmen, das in seiner Danksagung lediglich eine Zuwendung nach dem Bundesvertriebenengesetz aus dem Jahre 1997 erwähnen kann, die enormen Reisekosten aber, die bei der heutigen Erarbeitung von bibliographischen Werken anders als noch vor drei Jahrzehnten, da durchweg noch Fernleihe möglich war, unumgänglich aufgebracht werden müssen, privat getragen hat. Stupend ist die Masse der Informationen, ein mustergültiges Werk ist entstanden, das uns mit fast 2000 Titeln über mehr als drei Jahrhunderte die Presse einer Region mit ihren Protagonisten vorstellt.

Zur Biographie jedes einzelnen Periodikums gehören möglichst Erscheinungszeit, genaue Datierung mit Jahrgangs- und Nummernzählung, Verlagsort- und -wechsel mit – wie bei allen anderen Orten auch – genauer Datie-

nung, Verlag, Verleger – mit wie bei anderen genannten Personen und Institutionen auch mit zeitgültiger Adresse –, Druckort, Drucker, Herausgeber, Redaktion, Redakteur, Ressortverantwortliche, Art der Publikation, konfessionelle und politische Ausrichtung, Auszüge aus Verlags- oder Redaktionsprogrammen, Sprache, Layout, Erscheinungsweise, Format, Auflage, Beilagen, Sonderseiten, unterschiedliche Ausgaben, Preise, Vertriebsarten, Verbreitung, Literatur, Anmerkungen wie historische Erläuterungen sowie Bestands und Quellennachweise.

Es freut den Rezensenten, dass mit diesem Werk das pressbibliographische Prinzip einer möglichst auf Autopsie beruhenden, auch die Inhalte der bibliographierten Titel berücksichtigenden Darbietung ebenso als etabliert gelten kann, wie die Verzeichnung *aller* Periodika von der Tageszeitung über tagesaktuelle Wochenblätter, Zeitschriften, Anzeigenblätter, Jahrbücher, Amts- und Intelligenz-Blätter bis zu den Almanachen, Kalendern, Adreß- und Taschenbüchern. Selbst lediglich als Periodika geplante Druckwerke werden ebenso wie die Periodische Druckpublizistik außerhalb Ostpreußens mit Bezug zur Provinz berücksichtigt. Der Abschnitt »Ungeklärte Verlagsorte« kann sich auf die Zeitschrift »Der Pogorzelski« beschränken. Es folgen die Biographien der Drucker, Journalisten, Publizisten und Verleger. Gerade in einer Region wie Ostpreußen ist es dankenswert, dass die gesamte Druckpublizistik der entsprechend der Verwaltungsgrenzen von 1918 berücksichtigten Verlagsorte verzeichnet wird, also neben der stets dominanten deutschsprachigen Presse auch die der sprachlichen Minderheiten. In Tilsit, Memel oder Stallupönen (Ebenrode) erschienen Zeitungen in litauischer, in Ortelsburg, Johannisburg und Lyck für die Masuren in polnischer Sprache. Auch einige jüdische, zum Teil hebräische Periodika sind verzeichnet. Die sehr sorgfältig erarbeiteten Biographien ergänzen die »Altpreußische Biographie«. Die außerordentliche Leistung des Wissenschaftlers Gert Hagelweide wird über Jahrhunderte Bestand behalten, denn einzelne Ergänzungen zum von ihm Zusammengetragenen werden nur durch das Auffinden bisher vermisser Quellen möglich sein.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Körper, Esther-Beate: *Messrelationen*. Geschichte der deutsch- und lateinischsprachigen »mes-

sentlichen« Periodika von 1588 bis 1805. Bremen: edition lumière 2016, 391 S.

Dass Messrelationen – periodisch zu Messeterminen erscheinende Zusammenfassungen von Nachrichten – eine wichtige Etappe auf dem Weg der Herausbildung des frühneuzeitlichen Mediensystems bildeten, ist zwar grundsätzlich seit Längerem bekannt; allerdings hat sich die Forschung bislang primär auf deren Entstehung und Frühphase im späten 16. und 17. Jahrhundert konzentriert. Esther-Beate Körbers ungemein gründliche Untersuchung geht über den bisherigen Kenntnisstand in mehrfacher Hinsicht weit hinaus: Sie verfolgt die Geschichte des Mediums bis zum Ende des Alten Reiches; sie bezieht neben den deutschsprachigen auch die lateinischen Messrelationen mit ein; sie erhellt das Zusammenspiel von Kompilatoren, Druckern und Verlegern; und sie bringt Licht in das Dickicht von Pseudonymen und Akronymen, das die Darstellung der Entwicklung des Genres erheblich erschwert.

Bereits die Entstehungsgeschichte erweist sich um ein einiges komplexer als bislang angenommen. Für die bekannten Kölner Messrelationen Michael von Aitzings lässt sich nicht nur ein Basler Vorläufer ermitteln, der bereits 1576 mit einer Nachrichzensammlung experimentierte (S. 41–43); Körper zeigt darüber hinaus, »dass sich Aitzing als Chronist und nicht als »Zeitungsschreiber im Sinne seiner Zeit verstand« (S. 49). Das neue Medium speiste sich demnach aus zwei Quellen: Chroniken des konfessionellen Zeitalters, die Aitzing in eine periodische Form überführte, und Sammlungen handgeschriebener Zeitungen. Eine entscheidende Rolle bei der Etablierung des neuen Mediums schreibt Körper dem Kölner Verleger Gottfried von Kempen zu, während Caspar Ens der Jüngere als Kompilator unter verschiedenen Pseudonymen die Kontinuität der Kölner Messrelationen bis 1642 garantierte.

Während die Kölner Serie in der Endphase des Dreißigjährigen Krieges abbricht, reicht die Frankfurter Tradition von den 1590er Jahren bis 1805. Wie in Köln lässt sich auch hier mit Paul Brachfeld ein Verleger als »Begründer der Messrelationenreihe« (S. 106) identifizieren: Brachfeld initiierte die Periodizität des Mediums, ließ ursprünglich lateinische Sammlungen ins Deutsche übersetzen

und führte das charakteristische Pseudonym »Jacobus Francus« ein. Welche Kompilatoren sich jeweils dahinter verbargen, ermittelt Körber mittels einer geradezu detektivischen Spurensuche. Wie die Kölner war auch die Frankfurter Einflussphäre durch ein hohes Maß an Wettbewerb geprägt: Konkurrenzunternehmen entstanden um 1600 nicht nur in der Messestadt selbst, sondern auch in Magdeburg, Erfurt und Halle sowie etwas später in Heidelberg und Aschaffenburg. Als weiterer wichtiger Standort kam 1605 Leipzig hinzu, wo der Drucker und Verleger Abraham Lamberg eine Pionierrolle spielte; er brachte seit 1609 drei Ausgaben pro Jahr zu den Leipziger Messen heraus und führte die »Einteilung in zehnjährige Abschnitte« ein, durch welche eine Sammlung von Messrelationen als »geschlossenes zeitgeschichtliches Kompendium« (S. 194) erschien.

In einer Zeit verschärfter Auseinandersetzungen zwischen den Konfessionsparteien nahmen auch die Messrelationen unterschiedliche konfessionelle Standpunkte ein. Auf dem hart umkämpften Markt verfolgten der Frankfurter Verleger Sigismund Latomus und seine Erben eine Strategie der Massenproduktion, die auf eine »Steigerung der Auflage mit allen Mitteln« (S. 150) hinauslief. Latomus brachte zeitweilig bis zu sieben parallele Ausgaben heraus, und seine Witwe Anna Katharina erwirkte 1627 ein kaiserliches Privileg, das ihr zwar kein Monopol bescherte, aber insgesamt zu einer Abschließung des Marktes führte (S. 328).

Nach dem Westfälischen Frieden entwickelte sich das Medium an den beiden verbliebenen Standorten unterschiedlich. In Frankfurt beobachtet Körber eine »Nachkriegs-Konsolidierung auf niedrigerem Niveau« (S. 331). Die hohe Kontinuität der dortigen Messrelationen verbürgte einerseits der Verlag der Latomus-Erben, andererseits der jahrzehntlang tätige Kompilator Johann Georg Schleder, der eine neuartige räumlich-thematische Rubrizierung einführte. In Leipzig hingegen versuchten wechselnde Kompilatoren in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, mittels verschiedener stilistischer Experimente und Kategorisierungsversuche neue Adressatengruppen zu erschließen, doch zeitigten diese Versuche langfristig keinen Erfolg; die Serie der Leipziger Messrelationen endete um 1730.

Am einzig verbliebenen Standort Frank-

furt lassen die Relationen im 18. Jahrhundert deutliche Einflüsse der Aufklärung erkennen. Ein seit 1709 tätiger Kompilator »führte neue Nachrichtenkategorien ein, die den Menschen als souveränen Gestalter oder sogar Verbesserer seiner Umwelt zeigen konnten« (S. 238), und der in der zweiten Jahrhunderthälfte tätige Redakteur Johann Georg Purmann zeigte deutliche Sympathien für aufgeklärte Reformen, die aus seiner Sicht jedoch von starken Monarchen ausgehen sollten. Ob das Ende der Messrelationen durch die politischen Zeitumstände, Veränderungen im Buchhandel oder schwindendes Leserinteresse bedingt war, ist »grundsätzlich unklar« (S. 321); bemerkenswert ist jedenfalls, dass der letzte Verleger Georg Jäger noch 1805 Marktchancen für das Medium sah.

Von kleinen redaktionellen Mängeln wie verschriebenen Zahlen (S. 118, 286, 330) abgesehen handelt es sich um eine rundum überzeugende Studie, die zusammen mit dem ebenfalls von der Verfasserin erstellten Katalog der Messrelationen die essentielle Grundlage für die weitere kommunikations-, medien- und wissenschaftliche Erschließung des Mediums bildet. MARK HÄBERLEIN, BAMBERG

Suitner, Riccarda: *Die philosophischen Totengespräche der Frühaufklärung*. Hamburg: Meiner 2016, 276 S.

Nach einer kurzen Einführung in die Gattungsgeschichte der »Totengespräche« (Lukian, Fontenelle, Fassmann) widmet sich Riccarda Suitner in ihrer Studie über die Philosophischen Totengespräche der Frühaufklärung einem von der Forschung bislang weitestgehend ignorierten Korpus anonymer Totengespräche aus den Jahren 1729–1734. Diese erstmals mit Blick auf ihren gemeinsamen kommunikativen Horizont frühauflärerischer philosophischer, theologischer und (sub)akademischer Kontroversen zu untersuchen ist das verdienstvolle Anliegen der materialreichen Erfurter Dissertation. Dabei werden auch Gattungsfragen berührt, wobei die Totengespräche im Bereich der Gelegenheits- und Flugschriften angesiedelt werden. Da die Verfasserfragen, die keinen geringen Teil der Darstellung ausmachen, nicht oder nicht endgültig zu klären sind, bleiben die Überlegungen in diesem Zusammenhang jedoch im Bereich der Spekulation; die umfangreichen Rekonstruktionsver-

suche der publizistischen Kontexte sind der Versuch, dieses Desiderat methodisch aufzufangen. Plausibel machen kann Suitner jedenfalls, dass die untersuchten Texte trotz gelegentlich anderslautender Zuschreibungen wohl nicht aus der Feder Fassmanns stammen, dessen »Gespräche im Reiche derer Todten« gleichwohl als entscheidende Referenz ausgemacht werden. Überzeugender ergibt sich die vermutete Verbindung der untersuchten Texte aus formalen und inhaltlichen Merkmalen, insbesondere über die Protagonisten der verschiedenen »Totengespräche« (Thomasius, Francke, Budde, Gundling, Leibniz, Descartes und weitere) sowie über die verhandelten Probleme, namentlich die Beurteilung der Philosophie Christian Wolffs, den Spinozismus und Leibniz, verschiedene pietistische Positionen oder die Dämonologie. Diese Diskussionszusammenhänge stellt Suitner in sieben Kapiteln vor, die jeweils schwerpunktmäßig ein Totengespräch ausführlich darstellen und kontextualisieren. Entsprechend quellengesättigt ist die Untersuchung, wobei bedauerlicherweise trotz wiederholter überzeugender Hinweise auf die Aussagekraft paratextueller Elemente im Bereich der anonymen Flugpublizistik, zu der die Totengespräche hier gezählt werden, auf diplomatische Titelaufnahmen und Angaben zur Provenienz verzichtet wird, was vor allem deshalb ins Auge fällt, weil Suitner selbst auf bibliographische und textuelle Abweichungen unterschiedlicher Exemplare aufmerksam macht. Entschädigt wird der Leser mit einem üppigen Abbildungsteil, der umfassend und erhellend in die Argumentation einbezogen wird. Abschließend sei angemerkt, dass eine gründlichere sprachlich-orthographische Redaktion der ansonsten informativen Studie zuträglich gewesen wäre. NORA RAMTKE, BOCHUM

Tréfás, David: *Kleine Basler Pressegeschichte*. Basel: Schwabe Verlag 2016, 95 S.

Diese Pressegeschichte kann nicht viel mehr als einen ersten Überblick zum Thema geben, zu viel, so der Autor, sei noch unerforscht (S. 8). Immerhin kann er Zahlen zur Alphabetisierung nennen, die guter Quellenüberlieferung und Forschungsanstrengungen Schweizer Historiker zu danken sind. Danach stieg die Lesefähigkeit vom Ende des 17. Jahrhunderts bis 1786 von etwa 29 auf knapp 50 Prozent, eine Zahl, die auch für andere

protestantische Gebiete des deutschsprachigen Raumes realistisch erscheint. Die Frühzeit der Presse wird gar zu kursorisch behandelt, die Behauptung, erst mit Aufklärung und Französischer Revolution sei das Bedürfnis erwacht, das Wissen über politische Geschäfte auch Staatsbürgern zugänglich zu machen, ist zu bezweifeln (S. 11), entstand die erste Zeitung in Basel doch bereits 1610 und wurde ab 1683 vom Direktorium der Kaufmannschaft ein politisches Nachrichtenblatt herausgegeben, das sogleich zweimal wöchentlich unter wechselnden Titeln und bis 1796 als »Basler Mittwochs- und Samstags-Zeitung« erschien, selbst ein Konkurrenzblatt ist aus den Zeitungsanfängen bekannt. Über dieses Blatt erfährt man praktisch nichts, auch die Dissertation von Fritz Mangold von 1900 ist unbekannt. Das helvetische Pressewesen, das auch Basler Leser mit Informationen und Meinungen versorgte, wird lediglich kurz angesprochen. Die Aussage, die erste politische Zeitung sei in Basel erst 1831 erschienen, ist also schlicht falsch. Besser unterrichtet wird man dann über die Entfaltung der Zeitungs- und Zeitschriftenpresse in den politischen Unruhen der 1830er Jahre und die Entwicklung bis hin zur Parteipresse in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Es folgen Kapitel zum Zweikampf von »National-Zeitung« und »Basler Nachrichten« von 1945 bis 1977 sowie über die »Basler Zeitung« und ihre Herausforderer von 1977 bis zum Verkauf der »Basler Zeitung« im Jahre 2010. Ein eigenes Kapitel ist dem »Zeitalter des Radios 1926–2015« gewidmet. Auch wenn es verdienstvoll ist, zunächst einmal die Daten der Presseentwicklung zu sichern, liegt mit der Arbeit nicht mehr als ein Korsett für eine noch zu schreibende Basler Pressegeschichte vor. Enttäuschend wenig erfährt der Leser über die Inhalte der Zeitungen und Zeitschriften. HOLGER BÖNING, BREMEN

Aschenbrenner, Cord: *Das evangelische Pfarrhaus*. Dreihundert Jahre Glaube, Geist und Macht: Eine Familiengeschichte. München: Siedler 2015, 368 S.

Unter den Werken zum evangelischen Pfarrhaus und seiner kulturhistorischen und geistesgeschichtlichen Bedeutung liegt das Besondere an diesem Buch darin, dass der Autor es versucht, die Geschichte des deut-

schen evangelischen Pfarrhauses anhand einer Pastoren-Dynastie namens Hoerschelmann zu erzählen, die in acht Generationen oft mehrere Pastoren aufweist. Über Generationen lebte die Familie in Estland als Teil der deutschen Elite in diesem baltischen Staat. Die Erzählung stützt sich vor allem auf Briefe, Predigten und autobiographische Schriften aus dem Familiennachlass und beginnt damit, dass dem Stammvater dieser Familie mittels des Studiums der Theologie und der Ergreifung des Pfarrerberufs der soziale Aufstieg als Sohn einer Familie von Handwerkern, Gastwirten und Soldaten gelingt, ein typischer Lebensweg auch für viele andere evangelische Pastoren. Die zweite Generation wandert dann ins Estländische, einer der beiden Brüder übernimmt dort ein Landpastorat. Anschaulich wird in der Erzählung, in welchem Maße es in der von Luther begründeten Tradition zum Selbstbild der Pastoren gehörte, zuständig zu sein nicht allein für das Seelenheil ihrer Gemeinden, sondern für deren Lebensumstände insgesamt, gehe es um die Landwirtschaft, die Schule, die Gesundheit oder eine gesunde Lebensführung. Dieses Selbstverständnis als Erzieher und Volkslehrer hatte natürlich in einem Land, in dem die deutsche Oberschicht gegenüber den Undeutschen als eine Art von Kolonialherren begriffen werden muss, seine Haken. Das Buch bietet eine Geschichte des evangelischen Pfarrhauses, wie es durch die besonderen Bedingungen auf dem Baltikum geprägt war, und ist interessant, weil es großen Wert auf den Alltag des Pastorenlebens legt.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Grunert, Frank / Syndikus, Anette (Hg.): *Wissenspeicher der frühen Neuzeit*. Formen und Funktionen. Berlin: De Gruyter 2015, 424 S.

Ein gelungener und gehaltvoller Sammelband ist anzuzeigen, der eigentlich nur einen, wengleich erheblichen, Mangel hat, nämlich den für die politische Information und politisches Wissen wichtigsten Wissenspeicher zu übersehen, die seit 1605 erscheinende gedruckte Zeitung, wenn man nicht auch noch die Nichtberücksichtigung des ersten politischen Informations- und Nachrichten bietenden gedruckten Periodikums, der Messrelationen, und das Fehlen des Kalenders als des ersten Periodikums überhaupt,

das in gedruckter Form Wissen vermittelt, bemängeln will. Drei große Teile umfasst der Band mit je vier bzw. fünf Aufsätzen, nämlich zunächst Beiträge zum Komplex »Politische Information – Politisches Wissen«, sodann »Hilfsmittel der Gelehrsamkeit – Gelehrtes Wissen« und »Wissen der Praxis – Orientierungswissen«.

Im ersten Teil werden nebst der Chronik, der Tabelle sowie der Hof- und Staatskalender die historisch-politischen Zeitschriften behandelt. Wenn für das Fehlen der Zeitung überhaupt eine Begründung geboten wird, dann in der Einleitung implizit mit der Behauptung, im Unterschied zu den Zeitungen lieferten die historisch-politischen Zeitschriften geprüfte Informationen, die, den Kontingenzen der Tagesaktualität enthoben, durch Auswahl, Anordnung und Bearbeitung in eine Form gebracht und – je nach Typus – mit kommentierend-räsonierenden oder auch unterhaltenden Elementen verbunden würden. Historisch-politische Zeitschriften seien daher, anders als Chroniken und Hof- und Staatskalender, keine politischen Instrumente einer Obrigkeit, sondern meinungsbildende Medien, mit deren Hilfe eine dem historisch-politischen Gegenstand entsprechende epistemisch aufgeschlossene Öffentlichkeit hergestellt würde. Im Aufsatz von Peter Brachwitz und Susanne Friedrich wird dann allerdings deutlich, dass die historisch-politische Zeitschrift nur auf dem Fundament des Nachrichtenwesens, der Zeitung also vor allem, der monatlichen Zeitungsextrakte und der Messrelationen entstehen konnten, Zeitung und Zeitschrift sich ergänzten und Entgegenstellungen wie geprüft/ungeprüft nicht der historischen Wirklichkeit entsprechen. Überhaupt wäre die Betonung von Gemeinsamkeiten statt der Herstellung künstlicher Gegensätze sinnvoll, besteht doch selbst zwischen Chronik und Zeitung eine enge Verbindung, da sich die Zeitungsmacher durchweg als Chronisten begriffen und zu ihren Blättern Jahrestitelblätter und detaillierte Register lieferten. Der Jahresband ermöglichte es dann nicht zuletzt, die Substanz der Berichterstattung zu überprüfen.

Es ist sicherlich ungerecht, nur hervorzuheben, was in diesem Band fehlt. Schmerzlich vermisst jedenfalls der Rezensent in einem Werk über Wissenspeicher der Frühen

Neuzeit noch manches, etwa den riesigen Bereich der Flugschriftenpublizistik oder der Liederdrucke, der Musikbeilagen und der Almanache unterschiedlichster Art, der Zeitschriften zu fast allen Bereichen von Kunst, Literatur, Wissenschaft und Unterhaltung oder im Bereich des Praxiswissens der in mehreren tausend Schriften zu beobachtende Versuch, Wissen für die land- und hauswirtschaftliche Praxis an die einfache Bevölkerung zu bringen, ebenfalls sehr umfangreich ist das Schrifttum der medizinischen Aufklärung und Volksaufklärung. Aber es soll doch auch darauf hingewiesen werden, dass der Band viel bietet, zu den Themen nämlich, die er behandelt und für die er ein Fundament schafft, auf dem eine künftige umfassendere Darstellung der frühneuzeitlichen Wissensspeicher fußen kann. Genannt seien neben den bereits genannten vorzüglichen Beiträgen zum Bereich der politischen Information die Aufsätze zur Bibliothek als Gattung, zur frühneuzeitlichen Kompilationliteratur, zu politischen Biographien, zu den Disputationsschriften als Speicher logifizierten Wissens, zur *Historia Literaria* und der Erschließung, Speicherung und Vermittlung von Wissen, zu den Schriften, die den Begriff des Theaters im Titel tragen, zur frühneuzeitlichen »Buntschriftstellerei«, zu Formen und Funktionen der Wissenskstitution in der Literatur, zu Vermittlungsstrategien der Morali-schen Wochenschriften und zu Reiseberichten als Wissensspeicher.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Braden, Jutta: *Konvertiten aus dem Judentum in Hamburg 1603–1760*. Esdras Edzardis Stiftung zur Bekehrung der Juden von 1667. Göttingen: Wallstein 2016, 518 S.

Im Mittelpunkt dieser Studie stehen das knappe erste Jahrhundert des Wirkens der 1667 gegründeten »Edzardischen Jüdischen Proselytenanstalt« des Orientalisten Esdras Edzardi und die Personen mit ihren Biographien, die in Hamburg vom Judentum zum Christentum konvertierten. Behandelt wird damit ein Zeitraum, der, so die Autorin, christlich geprägt gewesen sei und Toleranz nicht gekannt habe, allgemein sei das Judentum als eine von Gott verdamnte Religion des Unglaubens verstanden worden. Die christliche Übermacht habe die Lebensbedingungen der Juden in Hamburg wie allerorten im vormodernen

Deutschland bestimmt. Der Appell christlicher Bekehrer, ihren Glauben zu verlassen, sei aus jüdischer Sicht Ausdruck althergebrachter Feindseligkeit gewesen, Übertritte von Juden zum Christentum seien nirgendwo eine massenhafte Erscheinung gewesen, hätten durch die Stiftung jedoch eine Steigerung erfahren. Der wirtschaftlich unabhängige Esdras Edzardi ist eine interessante Persönlichkeit, seine Stiftung wie die von ihm begründete »Juden-Cassa« zeigen einen Gelehrten, dessen Engagement in seiner Art einzigartig im 17. Jahrhundert gewesen sei. Eine wichtige Quelle für die Rezeption dieses Wirkens in der Stadt ist das Ausmaß an Unterstützung und finanzieller Zuwendung der Bürger für diese Institution, das nach 1700 stark zurückgeht. In der Erforschung der Konversionen, so kritisiert die Autorin, sei es lange um eine kirchenhistorische Sichtweise gegangen, in der die Konvertiten mehr als Objekte denn als individuell handelnde historische Subjekte begriffen worden seien, es müsse um die Persönlichkeit der Konvertiten, ihr soziales Handeln und deren mögliche Spielräume im Kontext des Glaubenswechsels gehen. Betrachte man Konversionen als religiöse Grenzüberschreitungen, so habe, wenn auch unbeabsichtigt, der Glaubenswechsel im Ergebnis Religionen miteinander in Kontakt gebracht. Den Analysen der Konversionen liegt ein sozialhistorischer Ansatz zugrunde, der den Glaubenswechsel als individuelle Entscheidung erwachsener Juden versteht, die sich in spezifischen Lebenssituationen vollzogen hat und einen radikalen Bruch mit dem bisherigen Leben bedeutete. So gilt ein Hauptinteresse der Autorin diesen konkreten historischen Personen, darunter auch solchen, die literarisch und publizistisch über ihre Bekehrung berichteten. Entstanden ist eine Arbeit, die nahe an den Quellen anschaulich und umfassend über das Thema unterrichtet, vorbildlich erschließen Register das Buch, zusätzlich sind umfangreiche biographische Register der Förderer der Stiftung und ein Verzeichnis der in Hamburg nachweisbaren Konvertiten auf CD beigelegt. Spannend wäre sicherlich ein Ausblick auf die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angesichts neuer Toleranzvorstellungen einsetzende Debatte über die Judenbekehrung gewesen, wie sie auch in Hamburger Periodika stattfand.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Brétéché, Marion: *Les Compagnons de Mercure. Journalisme et politique dans l'Europe de Louis XIV.* Ceyz rieu: Champ Vallon 2015, 353 S.

Das anzuzeigende Buch ist eine Studie über eine eng umgrenzte Gruppe politisch und journalistisch tätiger Personen, nämlich die französischen Flüchtlinge oder Emigranten in den (Nördlichen) Niederlanden zwischen ca. 1680 und 1720, sowie über die von ihnen herausgegebenen französischsprachigen Periodika. Die Verfasserin nennt diese Periodika »Mercur«*,* weil die Bezeichnung »politische Zeitschrift« *(*wie man sie am ehesten auf Deutsch nennen m u te) im Französischen Assoziationen ans 19. Jahrhundert weckt, die die Autorin vermeiden will. Im Laufe von acht großen Kapiteln entfaltet die Studie nicht nur zahlreiche Individual- und Gruppenschicksale, sondern gibt Einblick in berufliche Entscheidungen, Verflechtungen und Zwänge teils zeit-, teils pressetypischer Art, bis hin zu Verbindungen in die politische Welt. Dadurch entsteht eine plastische Darstellung eines bedeutenden Segments des niederländischen und französischsprachigen Mediensystems.

In den ersten beiden Gro kapiteln stellt Brétéché ihrem Ausgangspunkt entsprechend zuerst die Periodika, dann die Autoren vor (einschließlich einer Frau). Sie waren, wie Brétéché hervorhebt, sämtlich Exulanten, die sich aus oft materiell bedrängter Lage eine berufliche Existenz schaffen mussten und dazu ihre kulturellen Fähigkeiten nutzten, nämlich ihr Geschick im Umgang mit »der Feder« *(*plume), Kenntnis der französischen Sprache und Sicherheit in ihrem schriftlichen Ausdruck. Was und wie sie schrieben, konnte von Verlegern angeregt, aber auch die eigene Entscheidung des Schreibers oder der Schreiberin sein. Prinzipiell war eine Vielzahl publizistischer und journalistischer Gattungen und Formen möglich, die im dritten Gro kapitel dargestellt sind: Kompilationen, Historienwerke, Zeitungen, Zeitschriften, Chroniken, Aktenpublikationen. Die meisten besprochenen Personen lebten zwar ausschließlich von ihrer schreibenden Tätigkeit (»de leur plume«*).* Das bedeutete aber, dass sie zu gleicher Zeit mehrere unterschiedliche Berufs- und Schreiber-Rollen ausf llen mussten. In Bezug auf Schreiber aus dem Heiligen Römischen

Reich ist das schon für frühere Zeiten bekannt, aber selten in solcher Dichte und unter Berücksichtigung der Beziehungen zwischen Menschen und Medien dargestellt worden, wie es hier für eine Gruppe frankophonem Publizisten der Zeit Ludwigs XIV. geschieht.

Neben die Publikation durch den Druck stellte sich das Schreiben: Kapitel IV. stellt die Schreiber in ihrer Rolle als Sammler und Weiterleiter von Nachrichten vor. Die in den Periodika immer wiederkehrende Bitte um Einsendungen versteht Brétéché als gezielte Suche nach Korrespondenten, also als Mittel zum Aufbau eines Netzes zur Nachrichtenversorgung und zur Professionalisierung der eigenen Tätigkeit. Dabei geht Brétéché auch auf die Aufgabe der Journalisten ein, darüber zu entscheiden, was ver fflicht werden sollte und was nicht. Diese Aufgabe stellte sich in den Niederlanden drängender und in anderer Art als in Frankreich, das nur eine streng obrigkeitlich kontrollierte und zum Teil offiziöse periodische Presse kannte. In den Nördlichen Niederlanden gab es keine zentrale Pressekontrolle und deshalb eine für die Frühe Neuzeit große Freiheit des Ver fflichtens. Journalisten (das Wort soll von dem Exulanten und Redakteur der »Clef du Cabinet des Princes«, Claude Jordan, geprägt worden sein) mussten ihre Handlungsräume zu nutzen verstehen, aber auch ihre Grenzen einschätzen können; und viele der Besprochenen hielten sich auf dieses berufsspezifische Wissen etwas zugute.

Mit diesem Wissen um die Grenzen des Ver fflichtens ist sozusagen vorsichtig das Verhältnis der Schreiber zu den Obrigkeiten angesprochen, das in den letzten drei Gro kapiteln zum Thema wird. Dabei geht Brétéché wie in der gesamten Studie von den Schreibern aus, ihrer Praxis und ihrem beruflichen Selbstverständnis. In Kapitel V. wird dargestellt, dass und wie die Schreiber sich den politisch tätigen Personen als Sachverständige für Information und Nachrichten anbieten konnten; manchen gelang es, darauf eine Art Karriere aufzubauen. Mit Erstaunen nimmt man zur Kenntnis, daß es sogar Beziehungen französischer Emigranten zum französischen Außenminister Colbert de Torcy gab (S. 219). Aber auch Loyalit tswechsel kamen vor (S. 213). Kapitel VI. l bt sich zum Teil als publizistische Fallstudie verstehen. Am

Beispiel der Berichterstattung der »Mercures« zur sogenannten Glorious Revolution und anhand der Selbstaussagen der Medienmacher in dieser Zeit macht Brétéché die Aufgaben der Information und Interpretation deutlich, die sich den Medienmachern nach ihrer eigenen Aussage stellten, bis hin zur Verbreitung der jedenfalls für Frankreich subversiven Vertragstheorie. Nebenbei wird ein Blick auf die Grenzen der in den »Mercures« beschriebenen Welt geworfen (S. 258): Russland, Nordeuropa und Polen gelten als Randgebiete dessen, was politisch berichtenswert ist; Gebiete, in denen keine Europäer präsent sind, kommen nicht vor. (Zumindest ersteres wird man von den Medien des Heiligen Römischen Reiches der gleichen Zeit nicht unbedingt und nicht allgemein sagen können.)

Unter der leicht provokanten Überschrift »Marktlogik oder Fürstendienst?« (*Logiques de marché ou service du prince?*) bringt Kapitel VII. unter anderem Informationen zu Claude Jordan und seiner Zeitschrift »La Clef du Cabinet des Princes de l'Europe«. Schon frühere Forscher verdächtigten gerade diese Zeitschrift der Offiziosität im Sinne Frankreichs. Doch genausowenig wie bei anderen »Mercures« läßt sich hier laut Brétéché direkte obrigkeitliche Einflussnahme nachweisen, obgleich es durchaus Bemühungen darum gab. Die für deutsche Forscher besonders erstaunliche Konsequenz aus dieser Tatsache wird gleichwohl nie ausdrücklich formuliert: Lange vor der Französischen Revolution mit ihrer vermeintlich individualisierenden und zur politischen Stellungnahme herausfordernden Wirkung standen Journalisten als Individuen für ihre Überzeugung(en) ein, und sei es deshalb, weil sie dazu durch ihr Exil herausgefordert worden waren, in dem sie nur in begrenztem Maße den Schutz einer Gruppe genießen konnten.

Kapitel VIII. widmet sich dem Erfolg der Zeitschriften bei den Lesern (vielleicht auch Leserinnen); es ist sehr kurz, was daran liegt, daß alle Informationen über die Leserschaft indirekt aus unterschiedlichen und sehr verstreuten Informationen erschlossen werden müssen. Brétéché stellt sich dieser Aufgabe trotzdem tapfer und trägt Informationen zu Lebensdauer und Überlieferung der Periodika, Nachdrucken, Auflagenhöhe, Anzahl der unterschiedlichen Titel pro Jahr, Ver-

triebswegen und Abonnements zusammen. Dennoch läßt sich der Kreis möglicher Leser nur ungenau angeben. Sicher gehörten die traditionell und berufsmäßig mit Politik befassten Personen dazu, aber ebenso sicher auch weitere »Neugierige« (*curieux*), sonst hätte sich eine so große Menge periodischer Schriften nicht verkaufen lassen.

In ihrer »Conclusion« geht Brétéché auf die Spannung zwischen aktueller Berichterstattung und Geschichtsschreibung ein, die frühneuzeitliche Periodika kennzeichnete und auch in der deutschen Presselandschaft bekannt war. Für die deutsche Tradition der Mediengeschichtsschreibung besonders anregend an dem gesamten Buch ist jedoch, was Brétéché über die Entstehung politischer Zeitschriften zu sagen hat: Sie brauchten eine freisinnige Zensurpraxis sozusagen als Bedingung ihrer Möglichkeit; sie trugen auf lange Sicht dazu bei, Politik als »Fach«, als Disziplin zu etablieren; und sie stellten »Meinungspresse« (*presse d'opinion*) individueller Persönlichkeiten in einer Zeit dar, die auch in Westeuropa ansonsten (noch) stark von Gruppenloyalitäten bestimmt war. ESTHER-BEATE KÖRBER, BERLIN

Freedman, Joseph S. (Hg.): *Die Zeit um 1670. Eine Wende in der europäischen Geschichte und Kultur?* Wiesbaden: Harrassowitz i.K. 2016, 239 S.

Dieser Band versucht sich an der Etablierung eines neuen Epochendatums, nachdem in der Frühneuezeitforschung mehr und mehr anerkannt ist, wie bedeutend der Zeitraum um 1700 für das Aufkommen neuen Denkens und Agierens ist. Die Einführung des Herausgebers vermag nicht recht zu überzeugen, dass es dieses neuen Datums bedarf, sondern bestärkt den Rezensenten in seiner Auffassung, dass es der Betrachtung des 17. Jahrhunderts insgesamt als Schwellen- und Wandelsäkulum mit größter Bedeutung für Aufklärung und Moderne bedarf. Joseph S. Freedman ist eigentlich zuzustimmen, wenn er schreibt: »The period around 1670 – or any other period in the history of any region – is so complex and so multifaceted that any »comprehensive« discussion of such a period will most likely remain elusive, no matter how many books and articles focusing on that period are written« (S. 39). Es sind durchaus interessante und fein beobachtete Themen wie das Aufkommen des Begriffs

der *Historia Litteraria*, der Wandel des gymnasialen Unterrichts oder die Anfänge der Verwendung und die Funktion von Fußnoten in Dissertationen, die Bedeutung der Disputationen als Medien der Verbreitung neuer Erkenntnisse, das Aufkommen neuer moralphilosophischer Grundbegriffe, die zunehmende Bedeutung naturwissenschaftlicher Experimente im Spiegel von philosophischen Theseschriften usw. usw., doch scheint all dies nicht von einer Argumentationskraft, die ein neues Epochendatum begründen könnte. Vieles, was in diesem Band angesprochen wird, scheint, um dies noch einmal zu wiederholen, eher Argumente für eine Neubewertung des 17. Jahrhunderts insgesamt zu liefern, wenn von der Ausdifferenzierung der modernen Wissenschaftsdisziplinen, den Kunstkammerinventaren und der Rezeption des Fremden, vom Beginn staatlicher Bevölkerungspolitik, von neuen Welten in der europäischen Wissenskultur oder die Erneuerung der Rechtswissenschaft gesprochen wird. Von einem tatsächlich epochalen Ereignis, für das das 17. Jahrhundert steht, ist in diesem Sammelband mit keinem Wort die Rede, nämlich der Entstehung und Etablierung eines gänzlich neuen Informations- und Mediensystems.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Fulda, Daniel / Steigerwald, Jörn (Hg.): *Um 1700: Die Formierung der Europäischen Aufklärung: Zwischen Öffnung und neuerlicher Schließung*. Berlin: de Gruyter 2016, 301 S.

Statt 1670 nun 1700. Dieser Band nimmt die Thesen der Studien Paul Hazards »La Crise de la conscience européenne« von 1935 und »La Pensée européenne au XVIII^e siècle« von 1946 auf, wonach eine um 1700 beobachtbare Krise die Voraussetzungen dafür schuf, dass im neuen Jahrhundert die Vernunft ihren Siegeszug im Zeichen der Aufklärung antreten konnte. Im Zentrum dieser Sicht steht die französische Aufklärung, so dass es nach ihm zunächst eine Krise des französischen Bewusstseins war, die sich in den folgenden Jahrzehnten zu einer gesamteuropäischen Krise des Bewusstseins ausweitete, die den Namen Aufklärung trägt. Weiter geht diese Sicht davon aus, dass es eine Denk- und Streitkultur der Philosophen und Literaten war, die sich nicht nur im Raum der Öffentlichkeit abspielt, sondern diese überhaupt erst hervorgebracht

hat. Wer so etwa vor einem halben Jahrhundert Germanistik studiert hat, dem kommt das alles recht bekannt vor, was natürlich kein Argument gegen die These 1700 ist, zumal in der Einleitung das Epochendatum auch schon einmal auf die Zeit von 1680 bis 1720 ausgedehnt wird.

Wenn man damit ernst machen will, für den Nachvollzug des Weges zur Aufklärung größere Forschungsanstrengungen auf den Feldern des Verlagswesens, der Publizistik und öffentlichen Meinung, der radikalen Philosophie und Religionskritik, der Entstehung neuer Wissenserschließungstechniken und Wissensspeicher, des Verhaltenschrifttums samt seiner fiktionalen Variationen, der Frömmigkeitspraktiken oder der Oper und der Musik für sinnvoll zu halten, wie es die Einleitung des Bandes nahelegt (S. 5), dann fällt zunächst auf, wie unterschiedlich je nach Fach und Land die Periodisierungen ausfallen. Mit anderen Worten: So eng gefasste Epochenschwellen wie 1670 oder um 1700 dürften nur bedingt erkenntnisfördernd sein, wo es Entwicklungen sind, die sich sicherlich bereits während des gesamten 17. Jahrhunderts vorbereiten. Vorstellungen, wie sie in der niederländischen Forschung zu finden sind, den Beginn der Aufklärung um 1650 anzusetzen und die Dauer der frühen Aufklärung bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts zu dehnen, für die künftige Forschung sehr viel sinnvoller. Es wäre nämlich auch noch darauf aufmerksam zu machen, dass die hier und anderswo vorgeschlagenen Epochendaten fast immer Literatur und Philosophie in das Zentrum ihrer Interessen stellen und die für die Aufklärung so entscheidend wichtigen Naturwissenschaften fast keine Rolle spielen. Auch der zentrale Punkt für die gesellschaftliche Entwicklung, der in der Entstehung eines vollständig neuen Informations- und Mediensystems im 17. Jahrhundert zu sehen ist, erscheint gegenüber Literatur, Mode oder Philosophie, »Diskursen junger Männlichkeit« oder galanter Prosa, so wichtig auch diese sein mögen, in diesem Band und in ähnlichen Argumentationen arg unterbelichtet, auch wenn er in einzelnen Beiträgen wie, um nur diesen beispielhaft zu nennen, in Wolfgang Hirschmanns Studie zu »Oper und Öffentlichkeit« sehr präsent ist.

Und was hat es mit der neuerlichen Schließung auf sich, die diesem Band den

Titel gab? Verstanden hat der Rezensent nur, dass es künftig mehr auf die Beachtung der Dynamik von Prozessen ankommen und auf Teleologisierung verzichtet werden soll.

Es sei ausdrücklich betont, dass meine kritischen Bemerkungen natürlich den anregenden Thesen dieses Bandes zu verdanken sind und die im Einzelnen sehr lesenswerte Beiträge den Band zu einem wertvollen Diskussionsbeitrag haben werden lassen.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Beckus, Paul: *Hof und Verwaltung des Fürsten Franz von Anhalt-Dessau (1758–1817)*. Struktur, Personal, Funktionalität. Halle: Mitteldeutscher Verlag [2016], 522 S.

Den Aufklärern wie einem großen Teil der aktuellen Forschung gilt Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau (1758–1817) als ideale Verkörperung eines aufgeklärten Herrschers, in der zeitgenössischen Publizistik ist er einer der populärsten Regenten des späten Alten Reiches, oft sah man ihn mit seinen friedlichen Ambitionen und seiner praktischen Toleranz als Gegenpart zu Friedrich II. Als Förderer der Künste und der praktischen Wissenschaften im Bereich der Landwirtschaft, der Sozialfürsorge und besonders der Pädagogik wurde er immer wieder als Vorbild für eine aufgeklärte Herrschaftspraxis genannt, selbst der großartige Landschaftsgarten Wörlitz hatte, wie der bedeutendste Historiker des Wirkens dieses Fürsten und seines Lebenswerkes, Erhard Hirsch betont, pädagogische Gründe. Der Autor will sich nun weniger dem aufklärerischen Engagement des Fürsten, sondern den herrschaftlichen Strukturen zuwenden, die er sich organisiert hat, und sein höfisches Leben rekonstruieren. Neben dem Hofstaat werden dabei auch die zentralen Verwaltungsbehörden des Landes und die personellen Netzwerke innerhalb der herrschaftstragenden Eliten beachtet. Zu den Ergebnissen gehört, dass die Zugehörigkeit zum Fürstenstand für Franz während der gesamten Dauer seiner Regierung von großer Bedeutung war und seine Reduzierung des Hofstaates, die von vielen Zeitgenossen so gelobt wurde, vor allem finanzielle Gründe hatte, auch von einer Verbürgerlichung des Hofstaates könne keine Rede sein. Der Fürst habe trotz seines erfolgreich kommunizierten Images als aufge-

klärter Herrscher im Bereich der Hof- und Verwaltungsstrukturen kaum Impulse im Sinne eines auf Modernisierung ausgerichteten Strukturwandels gelegt. In einem fast zweihundert Seiten umfassenden biographischen Personenregister, werden mustergültig die Biographien derjenigen Personen rekonstruiert, die für die Personenkonstellationen am Dessauer Hof wichtig waren.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Richter, Susan: *Pflug und Steuerruder*. Zur Verflechtung von Herrschaft und Landwirtschaft in der Aufklärung. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2015, 571 S.

Der vorliegende Band ist eine Habilitationsschrift an der Heidelberger Philosophischen Fakultät von 2012/13. Hervorgegangen ist sie aus einer Forschergruppe »Asia and Europe in a Global Context«, woraus sich erklärt, das ein erheblicher Teil des Werkes sich dem Verhältnis von Herrschaft und Landwirtschaft in China zuwendet, in einem eigenen Kapitel, das fast ein Viertel des Buches bildet, das China-Bild der Reiseberichte, Jesuitenbriefe und Kompendien untersucht, um sodann im 4. und letzten Kapitel zur Rezeption und Vorbildrolle des chinesischen Kaisers im Alten Reich und in Frankreich zu kommen. Hier stehen zunächst Johann Heinrich Gottlob von Justi mit seinen »Vergleichungen der europäischen mit den asiatischen und andern vermeintlich barbarischen Regierungen« von 1762, die kameralistische Kritik am Zustand der Landwirtschaft und die Bedeutung des eigenhändig pflügenden Monarchen im Mittelpunkt, in Europa hier besonders wichtig Joseph II., dessen Pflugritual zum Medienereignis wurde. Entsprechend beschreibt die Autorin ein neues Bild vom Bauern sowie eine Wertschätzung der Landwirtschaft, die utopische Züge hat. Sie schließt mit der Frage, ob diese Züge einer Utopie in der Französischen Revolution mit ihren Festen gefunden hätten.

Es ist eine sehr tüchtige und informationsreiche Arbeit, die hier vorgelegt wurde. Sie zeigt dem Rezensenten aber auch, wie hermetisch getrennt unterschiedliche Wissenskulturen und -richtungen immer noch sein können und bestimmte Forschungen insbesondere in der Germanistik einfach nicht wahrgenommen werden. Zur kameralistischen

Kritik an der Landwirtschaft, zum neuen Bild des Bauern und neuer Wertschätzung der Landwirtschaft in der Aufklärung, zu den Bemühungen, die bäuerliche Bevölkerung mit Informationen zu neuen landwirtschaftlichen Methoden zu versorgen und endlich zu den vielen tausend Schriften, aufklärerisch auf die bäuerliche Bevölkerung zu wirken, gibt es in den letzten Jahrzehnten eine solche Vielzahl von Forschungsliteratur, in der die zentralen Fragen, die die Autorin hier beschäftigt haben, behandelt sind, dass es mehr als erstaunlich, ja befremdlich ist, wenn davon in dieser Arbeit buchstäblich nichts bekannt ist und in den einschlägigen Abschnitten allein Wielands »Goldner Spiegel« zur Sprache kommt. Es scheint die Gefahr zu bestehen, dass Exzellenzcluster – die Arbeit ist in einer dieser neudeutschen Forschungsinstitutionen entstanden – zu neuen Elfenbeintürmen werden könnten, die eklatant den vorhandenen Forschungsstand der Außenwelt ignorieren. HOLGER BÖNING, BREMEN

Lohsträter, Kai: *Die Entzündung der Geister. Kommunikation, Medien und Gesellschaft in der Ruhrregion im 18. Jahrhundert*. Bremen: edition lumière 2016, 585 S.

Ausgehend von der Hypothese, dass »der reguläre Post- und Botenverkehr sowie das regelmäßige Erscheinen der Anzeigenblätter, Zeitungen und Zeitschriften [...] unter dem Strich vergleichsweise zuverlässige Konstanten [...] dar[stellen]« (20), führt Lohsträter eine fünfgliedrige, sorgfältige Aufarbeitung einer Forschungsleerstelle durch. In den ersten drei Kapiteln beschreibt Lohsträter die historischen Prozesse und differenziert zentrale Fragestellungen, wobei er Beobachtungen auf der Makro-, Meso- und Mikroebene vornimmt. Im ersten Kapitel steckt er dazu die Rahmenbedingungen der Studie ab (13–62). In knapper Form thematisiert er geistesgeschichtliche Strömungen wie den Pietismus und die Aufklärung sowie technikgeschichtliche Prozesse und gesellschaftliche Entwicklungen, wie die Urbanisierung. Das nächste Kapitel beschreibt das Nachrichten- und Verkehrswesen der »Ruhrregion«, d. h. »die Landschaft zwischen den Flüssen Rhein, Ruhr, Lippe, Wupper und Emscher« (S. 35), wobei in einem argumentativen Dreischritt die historischen Prozesse und Bedingungen vom Westfälischen Friedensschluss (II.1), über die zweite Hälfte des

17. Jahrhunderts (II.2) bis zum Deutschen Bund (II.3) in den Blick genommen werden. Wie eng dabei die kommunikative Infrastruktur, überregionale Ereignisse und politische Resolutionen ineinandergreifen, wird überdeutlich und bildet den Übergang: Lohsträter zeichnet kleinschrittig und sorgfältig die Beschreibung der historischen Entwicklungen der »periodische[n] Presse an der Ruhr« (S. 105) unter Konzentration auf die Zentren Essen (bzw. Baedeker und die »Allgemeinen Politischen Nachrichten«) und Dortmund (bzw. Mallinckrodt und den »Westfälischen Anzeiger«) nach. Im letzten Hauptkapitel unternimmt Lohsträter ausgehend von den Beobachtungen der vorangehenden Kapitel eine Systematisierung der »Merkmale des Pressewesens an der Ruhr« (S. 271). Unterstützt von quantitativen Aufstellungen und Auswertungen unterscheidet er dabei eine Reihe von journalspezifischen Aspekten auf inhaltlicher sowie auf struktureller Ebene. Betrachtet man diese Studie im Ganzen, so fällt insbesondere die präzise Aufarbeitung mit Pauschalurteilen auf, die Lohsträter sachlich eingangs der Studie referiert. Zusätzlich besticht seine Argumentation dadurch, dass er sich dezidiert auf konkrete Einzelaspekte konzentriert. Kritikpunkte – letztlich jedoch Quisquilien – bleiben allerdings: Größe und Auflösung der Abbildungen sind ungenügend. Bereits Abb. 1 (S. 39) ist deutlich zu kontrastschwach und viel zu klein. Alternativen wären eine Vergrößerung auf die Doppelseitenfläche oder eine Auslagerung der Karte auf eine separate Faltseite gewesen. Auch der Bezug zu Luhmanns Systemtheorie bleibt insbesondere in der konkreten Anwendung vage. Lohsträter lässt hinsichtlich der analytischen Gewissenhaftigkeit und argumentativen Stringenz keine Wünsche offen. Die Ergebnisse der Studie sind für die Regionalgeschichte des Ruhrgebiets von Bedeutung; die wissenschaftliche Sorgfalt jedoch auch darüber hinaus. Im Anschluss können nun materialphilologische Charakteristika fokussiert (wie z.B. in Kaminski / Ruchatz »Journalliteratur«, 2017) oder internationale Vergleiche angestellt werden. NICOLAS POTYSCH, BOCHUM

Seidler, John David: *Die Verschwörung der Massenmedien. Eine Kulturgeschichte vom Buchhändler-Komplott bis zur Lügenpresse*. Bielefeld: transcript 2016, 372 S.

Der Titel spielt mit der wieder erstarkten Popularität von Verschwörungstheorien zu Massenmedien. Doch die Dissertationsschrift John David Seidlers bietet selbst keine vermeintlichen Enthüllungen, sondern nimmt sich der durch bisherige Forschung wenig berücksichtigten Frage an, welche Rolle Medien in Verschwörungstheorien spielen. Seine Arbeit stützt der Medienwissenschaftler auf Analysen weitgehend bekannter Quellen der vergangenen 250 Jahre, die zum Teil aber leider oberflächlich bleiben. Der Hauptteil der Arbeit gliedert sich in drei Abschnitte zu Zeiträumen, die Seidler als Hochphasen der Verschwörungstheorie identifiziert. So analysiert der Autor zunächst Verschwörungstheorien zur Zeit der Aufklärung, anschließend widmet er sich antisemitischen Verschwörungstheorien um 1900 und schließlich nimmt er die Rolle des Internets um die letzte Jahrhundertwende in den Blick. Diesem interessanten Kern der Arbeit ist eine Einführung in den Forschungsstand und ein Entwurf des theoretischen Rahmens vorangestellt, die stark hätten verdichtet werden können.

Trotzdem ist die theoretische Fundierung der Arbeit insgesamt gelungen. Seidler greift zum einen auf Boris Groys Verdachtstheorie zurück. Demnach begegnen Rezipienten angesichts der für sie nicht sichtbaren Produktion Medien grundsätzlich misstrauisch und entwickelten etwa auch Verschwörungstheorien. Zum anderen bringt Seidler die Konjunktur von Verschwörungstheorien und ihren medialen Referenzen mit dem Medienwandel in Verbindung. So seien Hochphasen der Verschwörungstheorien und ihrer Bezüge auf Massenmedien abhängig von Medialisierungsschüben wie etwa dem Aufkommen der Massenpresse um 1880. Diese Argumentation legt der Autor auch plausibel in seinen Quellenanalysen dar, indem er die Medienkritik der Akteure in den Kontext der medienhistorischen Rahmenbedingungen einordnet.

Bei den Darstellungen der jeweiligen medialen Umstände wünscht man sich allerdings von Beginn an einen stärkeren Fokus auf das Thema der Arbeit, da sie hauptsächlich bekanntes kommunikations- und medienhistorisches Lehrbuchwissen referieren. Auch wenn die Auswahl der Untersuchungszeiträume und der Quellen die Erkenntnisse limitieren, bietet die Arbeit eine interessante historische Einordnung eines aktuellen Themas. Die im Unterti-

tel versprochenen Bezüge zur jüngsten Lügenpressen-Debatte bleibt der Autor allerdings selbst im sehr knappen Fazit schuldig.

NIKLAS VENEMA, BERLIN

Zimmer, Johann Georg: *Die Bestimmung des evangelischen Geistlichen*. Mit einem Kommentar von Gudrun Perrey. Heidelberg: Winter 2016, 106 S.

Das schön gestaltete Bändchen bietet einen Neudruck des 1815 von Zimmer in Verlag von Mohr und Zimmer verlegten Werkes über Aufgaben und Pflichten evangelischer Geistlicher, verfasst von dem erfolgreichen Verleger der Heidelberger Romantik, der sich als bereits zweifacher Familienvater entschließt, seiner Neigung zu folgen und ein Theologiestudium zu beginnen. Zur Prüfung meldet er sich mit der hier wieder abgedruckten Examensarbeit, die er nach dem Examen im eigenen Verlag erscheinen lässt. Zimmer übernimmt die Stelle als Pfarrer in Schriesheim und übergibt seine Verlagsanteile dem Jugendfreund Christian Friedrich Winter. Nach über zwanzig Jahren buchhändlerischer Tätigkeit beginnt er ein gänzlich neues Leben. Es ist ein gegenüber den aufklärerisch engagierten Pastoren, die sich als Volkslehrer begriffen, neues Verständnis von den Aufgaben des Geistlichen, wenn Zimmer gegen das Selbstverständnis der aufgeklärten protestantischen Pfarrer, ihren Gemeinden auch bei der Beförderung der leiblichen Wohlfahrt dienstbar zu sein, formuliert, dies sei immer nur auf Kosten der geistlichen Güter gegangen, welche auszuspenden die eigentliche Pflicht des Geistlichen sei. (S. 28) Predigen dürfe er nur über solche Gegenstände, die eine unmittelbare Beziehung auf die höchste Angelegenheit des Menschen hätten, nämlich auf sein Verhältnis zu Gott. Wer anderes auf die Kanzel bringe, entheilige den Ort und verfehle die wahre und einzige Absicht der Predigt, die »Erweckung des heiligen Sinnes«. Auch widerspricht er der Entwicklung moralischer Prinzipien aus Vernunftgründen. (S. 36f.) In ihrem Nachwort zeichnet Gudrun Perrey die Entwicklung Zimmers vom Verleger zum Pfarrer und die Hauptargumentationen der von ihr wieder zugänglich gemachten Schrift nach. Interessant, dass Zimmer die mit seinem Werk erzielten Einnahmen für den Bau eines Schulhauses verwendet.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Arnke, Volker / Schepers, Heinrich: »Zu wissen und kundt sey hiemit...«. Neue Erkenntnisse zur Osnabrücker Landes- und Stadtgeschichte aus studentischen Forschungen. Osnabrück: Selbstverlag des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück 2014, 328 S.

Bemerkenswert an dem vorliegenden Band ist, dass er aus solchen studentischen Forschungen in den Fächern Geschichte der Frühen Neuzeit, Evangelische Theologie und Kunstgeschichte hervorgegangen ist, in die ausdrücklich auch Archivquellen einbezogen waren, und er die einzelnen Studien in einer insgesamt erfreulichen Qualität darbietet. Zu begrüßen ist, dass sich unter den behandelten Fragen auch grundlegendere Überlegungen zum Wert handschriftlicher Quellen für das Geschichtsstudium, eine Einführung in die Edition zur Osnabrücker Hansegeschichte und eine Edition ausgewählter Archivalien zur Hansegeschichte finden.

Unter den Sachthemen sind auch mehrere kommunikationsgeschichtlich interessante wie die Friedhofsverlegungen zur Zeit der Aufklärung, ein Konflikt um das Osnabrücker Stiftsgrundgesetz, die Analyse adliger Leichenpredigten der Frühen Neuzeit und nicht zuletzt ein Aufsatz zu Justus Möser und seinem Osnabrücker Intelligenzblatt, in dem es um die Reichweite dieses bemerkenswerten Anzeigenblattes geht. Leider orientiert sich der Autor dieser Studie an der Terminologie der älteren Forschungsliteratur und bezeichnet die »Osnabrückischen Anzeigen« immer wieder als Zeitung. Falsch ist, dass es in Möser's Blatt keine landesherrlichen Anzeigen gegeben und es sich auf die Bereiche des privaten Anzeigenwesens und schuldrechtlicher Verlautbarungen habe beschränken müssen. Verdienstvoll und tüchtig ist jedoch die sehr detaillierte, auf Archivalien basierende Analyse der Abonnentenschaft, die der Autor unter anderem anhand der Boten und deren Konfessionsangehörigkeit vornimmt, indem er daran die Zahl der in den jeweiligen konfessionell geprägten Gebieten ausgetragenen Exemplare feststellt. Er kommt dem ernüchternden Befund, dass mit der Zeit alle Abonnements aus der ländlichen Bevölkerungsschicht wegfielen, obwohl doch gerade diese besonders und ausdrücklich angesprochen werden sollten. Zu tun haben dürfte dies einerseits mit den Kosten eines Abonnements, sodann aber auch mit Misstrauen

gegen ein halbamtliches Druckwerk. Bis zu zwei Drittel der Abonnenten dürften bürgerlichen Schichten angehört haben.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Schulze, Heiko: *Zum Nutzen und Vergnügen. 1766–2016. Ein Streifzug durch 250 Jahre Osnabrücker Zeitungsgeschichte*. Hg. vom Oberbürgermeister der Stadt Osnabrück, Fachbereich Kultur. Vechta-Langförden: Geest-Verlag 2016, 139 S.

Reich illustriert und unter Berücksichtigung der historischen Forschung will dieser Band einem breiten Publikum eine Reise durch die gesamte Pressegeschichte der Stadt ermöglichen, den Schwerpunkt aber auf die frühe Zeitungs- und Druckgeschichte legen, durch die auf der Basis eines bereits breit entwickelten Nachrichtenwesens der Grund für die Entfaltung der Presse gelegt wurde. Die Geschichte der Osnabrücker Presse begann, wenn man von den auch hier schon längst vorhandenen Kalendern absieht, jedoch nicht mit einer Zeitung, sondern am 4. Oktober 1766 mit einem Intelligenzblatt. Dieses Datum wäre sicherlich kaum von mehr als lokalem Interesse, wäre der Gründer und wichtigster Beiträger der »Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen« nicht eine solch' faszinierende Persönlichkeit wie Justus Möser. Dass ein Autor wegen seiner Beiträge in einem Intelligenzblatt zur literarischen Berühmtheit wird und sich einen festen Platz in der deutschen Literaturgeschichte erobert, ist in dem Jahrhundert, da diese Anzeigenblätter zu einem wichtigen Teil der Publizistik wurden, wohl kein zweites Mal vorgekommen. Dass dieser Autor sich hohe Achtung erwirbt bei den größten Geistern seiner Zeit – so bei Lessing, bei Friedrich Nicolai, Moses Mendelssohn, Johann Heinrich Voß, August Ludwig Schlözer, Christian Friedrich Schubart, Klopstock bis zu Herder und Goethe – dass er von einer jungen Autorengeneration geradezu verehrt wird, das ist außergewöhnlich. Mit seinem Namen verbindet sich der Ruf als geistreicher Denker und einer der besten deutschen Prosaschriftsteller; es ist der Feder Justus Möser's zu danken, dass ein Anzeigenblatt zu den bedeutendsten publizistischen Erscheinungen des 18. Jahrhunderts gezählt werden darf. Seine klugen Aufsätze und launig-satirischen Abhandlungen sind

durch die spätere Herausgabe als »Patriotische Phantasien« zu einem wesentlichen Teil der deutschen Literaturgeschichte geworden. In welcher Umgebung sie das Licht der Welt erblickten, ist jedoch weniger gut bekannt, wird hier jedoch mit der Charakterisierung des Intelligenzwesens ebenso trefflich vermittelt wie die Eigenheiten der »Osnabrückischen Anzeigen«. Bei Möser finden sich zwar nicht erstmals, aber mit bemerkenswerter Prägnanz die Gedanken an eine Presse, die durch Information und Diskussion politische Teilhabe einer breiten Leserschaft ermöglicht. Dass er mit solchen Ideen, deren Verwirklichung im kleinen Hochstift Osnabrück nicht möglich war, eine breite Rezeption im gesamten deutschen Sprachraum erlebt, gehört zu jenen Widersprüchlichkeiten, mit denen auch andere bürgerliche »Fürstendiener« leben mussten. Entstanden ist mit dem vorliegenden Band ein gelungenes Kompendium der städtischen Pressegeschichte, das nachdrücklich auf die Bedeutung der Presse als historischer Quelle für die Geschichte überhaupt, besonders aber auch für die Lokalgeschichte aufmerksam macht. HOLGER BÖNING, BREMEN

Greiling, Werner: *Die Neustädter Kalender*. Lese- und Lebenshilfe im 18. und 19. Jahrhundert. Jena: Vopelius 2015, 351 S.

Werner Greiling richtet sein Augenmerk auf die Kalenderproduktion in Neustadt/Orla, einer kleinen Stadt in Thüringen. Die wettinischen Länder Thüringen und Sachsen gehörten zu den modernsten Territorien im frühneuzeitlichen Alten Reich: Nirgendwo sonst war eine derartige Dichte an Städten und Bürgerlichkeit beobachtbar wie in diesen beiden Geschichtslandschaften, ein Phänomen, das historische Wandlungsprozesse (Landesteilung 1485; Kurübertragung 1547; Reichsende und napoleonische Zeit 1806–1815) ungebrochen überdauerte. Greiling beginnt mit Funktionen und Differenzierungen von Kalendern. Kalender unterlagen den herrschenden Zensurbestimmungen des Reiches und später des Deutschen Bundes, daneben den davon abgeleiteten Vorschriften in den jeweiligen Territorien. Allerdings transportierten Kalender in der Regel keine brisante aktuelle Berichterstattung. Vielmehr war die Versorgung der Leserschaft mit langfristig wirksamen, immergleichen oder selbst-ähn-

lichen Mitteilungen über Jahreszyklus, Wetter, Prognosen und medizinische Ratschläge Kern des Mediums. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts wurden Kalender zunehmend zum Medium der Volksaufklärung ausgebaut.

Nach einem Überblick über Schreibkalendarer in Thüringen geht Greiling auf die Voraussetzungen und Rahmenbedingungen der Kalenderproduktion in Neustadt/Orla ein, wo sie seit 1709 produziert wurden. Buchhandlungen gab es nur in Städten, auf dem Land übernahmen Kolporteur, Hausierer und Landboten die Aufgabe, die Kalender zur Kundschaft zu bringen, wobei auf gültige Buchhandelsprivilegien vielfach wenig Rücksicht genommen wurde (S. 69). Greiling betont, dass Kalenderstreitigkeiten sich vor allem im Zusammenhang mit lokalen Privilegien und deren Auslegung entspannten. Die Obrigkeiten begnügten sich ansonsten damit, die Kalender einer Stempelsteuer zu unterwerfen und damit an dem erfolgreichen Geschäftsmodell teilzuhaben. Auswärtige Kalender unterlagen mitunter einer höheren Stempeltaxe, was einem Einfuhrzoll gleichkam. Kalender entstanden mit erheblichem zeitlichen Vorlauf: Die Kalender für 1816 wurden seit Herbst 1814 produziert, was dazu führte, dass sie in Kursachsen entstanden, aber 1816 für das inzwischen zu Sachsen-Weimar-Eisenach gehörige Neustadt verkauft wurden (S. 158).

Es folgen Überblicke über die Kalenderverleger im Kurfürstentum Sachsen sowie über die Verleger und »Kalendermacher« in Neustadt/Orla. Nach der Illustrierung durch zwei Fallstudien folgen die systematischen Kapitel »Der Kalenderverleger als Vermittler bürgerlicher Werte« sowie »Kalender im System gedruckter Medien«. Ein Resümee rundet die Studie ab. Im Anhang fügt Greiling zunächst einige Mandate und Dekrete zum Kalenderwesen bei, um anschließend mehrere Kalenderbeiträge zur Verdeutlichung des gesamten Genres folgen zu lassen.

Nachdem die allgemeine Beschaffenheit des Genres Kalender gut erforscht ist, leistet Werner Greiling mit seiner Lokalstudie einen wichtigen Beitrag zur Erhellung der jeweiligen Besonderheiten des Kalenderverbrauchs und Kalenderproduzierens vor Ort. Das Werk ist reich mit Fotos der Titelblätter von Kalendern ausgestattet, auch ist ein umfangreicher Anhang aus Kalendermandaten und -bei-

beigefügt. Am Ende steht ein Personenregister. JOHANNES ARNDT, MÜNSTER

Laurentius, Theo / Laurentius, Frans: *Italian Watermarks 1750–1860*. Leiden: Brill 2016, VI, 175 S.

Theo Laurentius is known to the general public as an expert in the U.K. television program »Antiques Roadshow«. He is also active as a print dealer. Together with his son Frans he is author of »Watermarks 1600–1650 found in the Zeeland Archives« (2007) and »Watermarks 1650–1700 found in the Zeeland Archives« (2008).

»Italian Watermarks 1750–1860« reproduces 293 watermarks and countermarks found in a »newly discovered« collection of Italian letters from official ecclesiastical and civil service correspondence dated from circa 1750 to 1860. The authors do not cite the inventory number of the documents containing the watermarks nor do they name the collection other than stating that it is housed in the National Library (Koninklijke Bibliotheek) in The Hague. They maintain that the majority of the watermarks found have not been previously described and indeed those that have been published are in a variety of publications. The majority are reproduced at actual size.

For reproduction of the watermarks they used a light x-ray radiation instrument, the »Dermatis 25«, which was originally developed for the treatment of skin cancer. Whilst the watermarks are clear enough it is fortunate that in the »Table of Watermarks« the authors specify whether the paper is laid or wove, for in many instances this x-ray technique masks even these fundamental paper characteristics. The authors assume all the papers are *fatto a mano*.

They assert that the documents were generally written on new paper but offer no support for this supposition. The dates ascribed should be used cautiously as in at least one case the paper used was not new. Laurentius' number 242, reproducing the VG countermark for Valentino Galvani, is dated 1849. However, Georg Eineder in his magisterial »The Ancient paper-mills of the former Austro-Hungarian Empire and their watermarks« (1960) records the latest paper with the VG countermark at 1837 (number 368), whilst Vsevolod Nikolaev in »Water-

marks of the mediaeval Ottoman documents in Bulgarian libraries« (1954) records the latest at 1839 (number 1075).

Nonetheless, as presently there is no other easily accessible compilation covering post-1700 Italian watermarks, this collection will be useful.

MICHAELLE L. BIDDLE, MIDDLETOWN

Gomis Coloma, Juan: *Menudencias de imprenta. Producción y circulación de la literatura popular* (Valencia, siglo XVIII). Valencia: Institució Alfons el Magnànim 2015, 557 S.

Mit seiner historischen Dissertation leistet Juan Gomis Coloma einen Beitrag zur Debatte über populäre Printmedien. Während die spanische »literatura de cordele« meist Inhalt literaturwissenschaftlicher Studien ist, wird hier eine buchgeschichtliche Perspektive gewählt, die folglich die »menudencias« (Kleinigkeiten) aus der Druckerei als ein Publikationsprodukt versteht und nicht anhand von Stil-Merkmalen oder Themen zusammenfasst. Dem spanischen Forschungsvater auf diesem Gebiet Julio Caro Baroja folgend, rücken die Einfachheit des Formats, Menge und Preis sowie die ambulante Verkaufsform der kleinen Drucke in das Erkenntnisinteresse (S. 13).

Das im 18. Jahrhundert massenhaft konsumierte Druckprodukt wird mithilfe der Stufen von Produktion, Zirkulation und Praktiken erforscht. Dem voran steht ein theoretisches Kapitel über Materialität und Inhalte, in welchem die Bedeutung des Druckers als Protagonist und Ko-Autor im Publikationsverlauf dargestellt wird. Erst ab dem zweiten Kapitel schränkt der zeitliche und geographische Rahmen des Titels – Valencia im 18. Jahrhundert – die Analyse ein, jedoch mit wiederholten, die Argumentation stark in die Länge ziehenden, zeitlichen Rückgriffen. Während der exponentiell anwachsenden Druckproduktion unter den Bourbonen stieg Agustín Laborda ins Druckgeschäft ein; der Beginn einer auf »menudencias« spezialisierten Druckerdynastie. Quellen über die Werkstatt und Kataloge helfen diese Biographie sowie das quantitativ atemberaubende Angebot zu rekonstruieren. Laborda braucht mit seiner Produktion den Vergleich mit den großen Druckerhäusern wie Los Orga in Valencia nicht zu scheuen, sodass die wiederholte Charakterisierung als »humilde« (kleiner oder ärmlicher) Drucker

(S. 403, 409) als eine stereotype Reproduktion des Bildes der vorgeblich für einfache Leser produzierten »literatura de corde« erscheint. Wie attraktiv dagegen das Geschäft mit den kleinen Drucken war, belegt der lange Konflikt über das Verkaufsprivileg von 1747 bis 1774 zwischen der »cofradía de ciegos« (blinde Laienbruderschaft) und den Buchhändlern sowie Druckern in Valencia, wobei Madrid lediglich als kontrastarme Vergleichsschablone fungiert. Leider finden sich nur selten synchrone Vergleiche, dann innerhalb der Grenzen Spaniens, ohne die vorangeschrittene Diskussion über populäre Literatur in anderen europäischen Ländern näher zu beachten. Das letzte Kapitel, ein ausführlicher Schluss, widmet sich der diversen Leserschaft. Überzeugend zeigt der Autor, wie sich die zunehmende Alphabetisierung an Quantität und Verteilung der kleinen Drucke manifestiert, auch hier mit überraschenden Quellen zu an der Druckkultur partizipierenden Analphabeten. Aufgrund der Diversität in der Produktion und der multiplen Formen der Aneignung kann Gomis Coloma gelungen gegen die überholte Dichotomie von »populären« versus »elitären Druckprodukten« argumentieren, ohne den Begriff »popular« aus seinem Titel zu streichen.

AGNES GEHBALD, KÖLN

Pohlig, Matthias: *Marlboroughs Geheimnis*. Strukturen und Funktionen der Informationsgewinnung im Spanischen Erbfolgekrieg. Wien: Böhlau 2016, 457 S.

Das »Geheimnis« des legendären Oberbefehlshabers der englischen Kontinentaltruppen im Spanischen Erbfolgekrieg, John Churchill, kann auch Matthias Pohlig nicht vollends lüften. Doch trägt er mit seiner Habilitationsschrift dazu bei, den Herzog von Marlborough stärker als Kind seiner Zeit und so weniger geheimnisvoll erscheinen zu lassen, als es in der vielfach personenzentrierten angelsächsische Literatur gemeinhin der Fall ist. Natürlich ist auch Pohlighs Untersuchung bis zu einem gewissen Grade biographisch. Den englischen General, Politiker und Diplomaten mit seinem sagenumwobenen, aber doch kaum erforschten »Informationssystem« in den Mittelpunkt zu stellen, bildet aber nur den heuristischen Ausgangspunkt der Studie. Denn Pohlig bedient sich Marlboroughs vermeintlicher Ausnahmestellung, um über den

konkreten Fall zu allgemeineren Aussagen über die Praktiken, (Infra-)Strukturen und Funktionen der Informationsgewinnung im kriegerischen Europa des beginnenden 18. Jahrhunderts zu gelangen, einem Thema also, zu dem nach wie vor – und dies lässt sich für die gesamte Epoche sagen – kaum systematische Arbeiten vorliegen. Den Spanischen Erbfolgekrieg als Informationskrieg zu betrachten, eröffnet insofern eine interessante und in diesem Zuschnitt zugleich neue Perspektive auf ein grundlegendes Feld militärischen wie politischen und diplomatischen Handelns in der Frühen Neuzeit.

Den auf Informationsgewinnung abzielenden Strukturen (auf Dauer gesetzte Handlungsmuster), geht die Studie in drei Richtungen nach: Als erstes werden die (materiellen) Rahmenbedingungen betrachtet (Finanzierung, briefliche Kommunikation, Postverkehr und – etwas unverbunden wirkend – Landkarten). Im zweiten und dritten Schritt widmet sich Pohlig den personenbezogenen Strukturen, die er in amtlich-organisationsförmige und informell-netzwerkartige unterteilt, was sich in der Arbeit jedoch allenfalls als analytisch sinnvoll erweist. Was die Untersuchung der im Wortsinne nachrichtendienstlichen Aktivitäten der »Secretaries of State«, des »Post Office's« und der Diplomaten und Militärs, was Marlboroughs Kontakte zu zeitgenössischen Politikern (Heinsius, Robethon, Grumbkow), zum südniederländischen Generalpostmeister François Jaupain oder zum Rotterdamer Spionagenetzwerkbetreiber Etienne Cailaud nämlich vor Augen stellt, ist, dass die Kategorien kaum trennscharf auf die Zeit um 1700 anwendbar sind.

Der Befund lautet mithin, dass in den Strukturen der Informationsgewinnung die Ebenen von formaler Organisation und informellen Anteilen in geradezu charakteristischer Weise verschmolzen. Vor allem in Bezug auf die persönlichen Implikationen in den betrachteten Vorgängen spricht Pohlig daher plausibel von einer »Informationsvormoderne«, die sich der Darstellung zufolge auch in den Funktionen Informationssammlungen widerspiegelt. Nicht nur, dass der Bereich als typisch frühneuzeitliches »Patronagemedium« fungierte. Die Aktivitäten waren auch noch weniger explizit auf konkrete Entscheidungsprozesse ausgerichtet. Das heißt,

sie waren funktional noch nicht im modernen Verständnis von Information als handlungsleitendem Instrument eingeführt. Die Informationsgewinnung erfüllte, so die These, die eher diffuse Aufgabe einer »mother of prevention«. Für einen effektiven Umgang mit den massenhaften erhobenen Daten (Analyse, Evaluation, Verwertung, Archivierung) fehlten Pohligs Beobachtung zufolge dem Herzog und der englischen Regierung im Allgemeinen häufig schlicht noch die methodischen und kapazitären Möglichkeiten.

Mit »Marlboroughs Geheimnis« liegt eine gut lesbare und auch wegen ihrer terminologischen Schärfe lesenswerte Arbeit zu einem unterbeleuchteten wie schwer greifbaren Forschungsfeld vor. Informationen sind naturgemäß flüchtig und ihre Handhabung und Gewinnung freilich nicht immer umfänglich manifestiert – gerade im Graubereich der Spionage. Dass Pohligh diese Defizite offen benennt, ist demgemäß Gebot, aber ebenso Stärke der Studie. An einigen Stellen wünschte man sich allerdings, dass der weitgehend aus Briefen bestehende Quellenbestand hinsichtlich der Strukturen durch eine stärkere Einbeziehung administrativer Überlieferung ergänzt worden wäre. Zudem mag man hier und da bedauern, dass in der Fokussierung auf die oberste Ebene (Herzog, Regierung) der Informationsgewinnung die untergeordneten Alltagspraktiken bisweilen etwas wenig Aufmerksamkeit erfahren. Kurzum: Die inspirierende Fallstudie Pohlighs lässt in dem gezeichneten Bild noch Raum – für Vergleiche, für weitere Konturen und Farben und vielleicht sogar Motive.

KAI LOHSTRÄTER, HAMBURG

Hölscher, Steffen / Schlitte, Sune Erik (Hg.): *Kommunikation im Zeitalter der Personalunion (1714–1837)*. Prozesse, Praktiken, Akteure. Göttingen: V&R unipress 2014, 399 S.

Als 1714 die Bestimmungen des »Act of Settlement« wirksam wurden und der Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg zum britischen König avancierte, stellte dies den Herrscher vor das Problem, in zwei Territorien zu regieren, ohne gleichzeitig in beiden persönlich anwesend zu sein. Die Beiträge des vorliegenden Sammelbandes erschließen die Personalunion als »dynamischen Kommunikationsraum« (S. 13), den sie wiederum in politische, publizistisch- und mediengestützte

sowie symbolische Kommunikationssphären aufschlüsseln und damit die Erträge eines gleichnamigen Workshops von 2013 dokumentieren. Sie laufen dabei aber Gefahr, die von ihnen selbst thematisierte »Elastizität des Gegenstandes« (S. 18) gleich in mehrfacher Hinsicht überzustrapazieren.

Generell mögliche konzeptuelle Herangehensweisen in die Kommunikationsgeschichte stellt eingangs Volker Depkat vor. Volker Bauer knüpft daran mit allgemeinen Überlegungen zum Mediengebrauch an frühneuzeitlichen Höfen an. Die folgenden Beiträge beziehen sich indes nur vereinzelt auf das durch den Bandtitel vorgegebene Thema: Arnd Reitemeier widmet sich dem im Auftrag Georgs III. angeschafften bzw. hergestellten Kartenmaterial als »gängiges Element der politischen Kommunikation« (S. 80). Mit der alltäglichen Verwaltungsarbeit unter den Bedingungen eines Kurfürsten, dessen Abwesenheit für die Verschriftlichung vormals mündlicher und arkaner Prozesse sorgte, befasst sich Benjamin Bühling. Solveig Grebe nimmt sich mit den Ulster Presbyterians in Irland einer eher peripheren Region und Gruppe der britischen Inseln an, die allerdings die ersten waren, die ihre absolute Loyalität zum neuen Königshaus erklärten, nämlich bereits 1713. Die (letztlich gescheiterte) Karriere Philip Stanhopes, des illegitimen Sohnes des vierten Earls of Chesterfield, nimmt Johanna Oehler anhand der brieflichen Korrespondenz während seiner Kavaliertour mit dem Vater unter die Lupe, die ihn 1752 unter anderem in die niedersächsische Heimat des englischen Königshauses führte. Wenn gleich an einem sehr speziellen Beispiel, gelingt es Michaela Kipp mittels Gipsabdrücken die Relevanz der Personalunion zwischen Kurhannover und dem britischen Königreich für die Entwicklung der Göttinger Gipsammlung nachzuweisen: Die engen Verbindungen zum britischen Königshaus erleichterten den Erwerb von begehrten Objekten.

Die restlichen (und somit die meisten) Beiträge des Sammelbandes entfernen sich so weit vom gemeinsamen Thema »Personalunion«, dass man sich die Frage stellen muss, ob hier die Autoren in der Schwerpunktsetzung ihrer jeweiligen Beiträge oder aber die Herausgeber bei der Wahl des Bandtitels versagt haben. Die beiden musikwissenschaftlichen Aufsätze (J. Schatke, T. Evers) muten

dem Leser stellenweise komplexe Musiktheorie zu (S. 315), die mit der britisch-hannoverschen Personalunion kaum vereinbar scheint, obwohl mit Georg Friedrich Händel als dem »British Composer of German Birth« auf eine zunächst durchaus vielversprechende Grundlage zurückgegriffen wird. Von der britisch-hannoverschen Personalunion bleibt über weite Strecken des Bandes tatsächlich nur die epochale Maßgabe. Sowohl diese als auch den thematischen Rahmen sprengt schließlich Rüdiger von Krosigk, der die Bedeutung der englischen und französischen Selbstverwaltung für die liberale Bürokratiekritik im Vormärz und in der Revolution von 1848/49 in Baden untersucht.

Alle Beiträge geben Einblick in spannenden Forschungsprojekte und zeugen von durchaus fundiertem Sachverstand auf dem jeweiligen Spezialgebiet. Mit der britisch-hannoverschen Personalunion haben sie in den meisten Fällen freilich nichts zu tun: Der Leser, der in den 15 Beiträgen im weitesten Sinne eine differenzierte und interdisziplinäre Auseinandersetzung mit der Geschichte der beiden Territorien und den kommunikativen Herausforderungen erwartet, die die Personalunion an ihre Herrscher, Regierungen und Untertanen durch Distanz, unterschiedliche Herrschaftssysteme und Sprachen stellte, wird in dem Band daher über weite Strecken enttäuscht.

ANDREAS FLURSCHÜTZ DA CRUZ, BAMBERG

Korte, Hermann / Jakob, Hans-Joachim / Dewenter, Bastian (Hg.): *Medien der Theatergeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts*. Heidelberg: Winter 2015, 267 S.

Der Band versammelt zwölf zumeist quellengesättigte Studien zu den sogenannten Medien der Theatergeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Die Beiträge gehen zurück auf das im Juni 2014 ausgerichtete 2. Siegener Symposium zur historischen Theaterpublikumsforschung. In ihrem – leider nur sehr kurzen – Vorwort zählen die Herausgeber auf, was sie »beispielsweise« zu diesen Medien rechnen: »Theaterzettel, Spielpläne, Theaterakten, Theaterzeitschriften und -jahrbücher, Kulturzeitschriften, Zeitungen, bildliche Repräsentationen, Theaterkritiken, Autobiographien oder Tagebücher von Theaterleitern, Darstellern und Theaterenthusiasten.« Dabei gelte es, die je »spezifische Medialität« innerhalb dieses Korpus herauszuarbeiten (S. 7).

Ohne Zweifel ergeben sich in den Aufsätzen viele Einsichten zum Verhältnis von Medien- und Theatergeschichte. Gleichwohl vermisst man eine konkretere historisch-systematische Einleitung, die die jeweiligen Perspektiven der Beiträge bündelt, zumindest aber eine inhaltliche Unterteilung in Sektionen. So jedoch folgen die lehrreichen Eröffnungstexte von Dirk Niefanger zum Lesedrama des 16. Jahrhunderts und von Peter Hefelmann zur Theaterhistoriographie des 18. Jahrhunderts recht unverbunden aufeinander. Zudem bleibt fraglich, ob und inwiefern der titelgebende Medienbegriff tatsächlich für alle Gegenstände des Bandes gleichermaßen auskunftsfähig ist, geht es doch auch um die Funktion von bestimmten Text- bzw. Aufführungselementen wie Prologe und Epiloge (M. Springer, H.-J. Jakob), um die zeitgenössische Theoriebildung des Theaters (A. Detken, M. Zink) oder um späte theatrale Textpraktiken in Goethes autobiographischem Schreiben (K. Haberkamm). Größere Plausibilität erzeugt der Medienbegriff dort, wo dezidiert Druckmedien gemeint sind und die Publikationsorte und publizistischen Kontexte des Theaters behandelt werden. Das betrifft die Aufsätze zu den bisher kaum erforschten, aber massenhaft verbreiteten Theaterzetteln (H. Korte) und ihrer digitalen Erschließung (M. J. Pernstorfer) ebenso wie zur Verwendung von »Theaterkupfern« und Szenenbildern (A. Košenina), zur Theaterkritik (H.-J. Jakob) und schließlich zur Theaterrezeption in der »Gartenlaube« (M. Linhardt). Trotz seiner nicht ganz durchsichtigen Systematik legt der Band eine spannende Materialbasis frei, deren intendierter »Forschungsimpuls« (S. 7) sicher aufgenommen wird. CHRISTIAN MEIERHOFER, BONN

Hombek, Danuta: *Dziesię prasy polskiej. Wiek XVIII (do 1795)*. [*Geschichte der polnischen Presse. Das 18. Jahrhundert (bis 1795)*], Kielce: Wydawnictwo Uniwersytetu Jana Kochanowskiego 2016, 174 S.

Gedacht in erster Linie als Lehrbuch für Studenten der Medienwissenschaften hat die »Geschichte der polnischen Presse« von Danuta Hombek auch für die Forschung einen besonderen Wert. Sie bricht endgültig mit dem alten, wenn auch in den wissenschaftlichen Untersuchungen immer noch präsenten Bild der Pressegeschichte Polens, in dem

die deutschsprachigen Periodika aus der Provinz Königliches Preußen (mit Danzig und Thorn) weitgehend ausgeklammert blieben. Bei Hombek haben die Zeitungen und Zeitschriften aus diesem Gebiet den Status eines wichtigen Bestandteiles der polnischen Presselandschaft. Zudem werden sie nicht als eine »Sondererscheinung« betrachtet, sondern tatsächlich in die Gesamtdarstellung integriert. Somit bekommen die polnischen Leser endlich eine methodologisch konsequente und daher auch überzeugende Pressegeschichte, wo die Rekonstruktion des polnischen Pressemarktes im 18. Jahrhunderts in Anlehnung an ein klares, territoriales Kriterium erfolgt (berücksichtigt werden alle in den Landesgrenzen vor 1795 erscheinenden Periodika).

Die »Geschichte der polnischen Presse« besteht aus 13 Kapiteln, von denen die ersten fünf der allgemeinen Charakteristik des polnischen Pressemarktes dienen. Besprochen werden hier die Entwicklungsbedingungen der Presse (Zensurmaßnahmen, Zeitungsmonopole, Lesepublikum), die Struktur des Pressemarktes (statistische Angaben, Herausgeber, Mäzene), die Gestalten der ersten Journalisten sowie Methoden der Informationsbeschaffung und Informationsvermittlung. Die restlichen Kapitel sind konkreten Zeitungen und Zeitschriften gewidmet, die nach einer von der Autorin selbst vorgeschlagenen typologisch-chronologischen Systematisierung in sieben Kategorien erfasst wurden.

Trotz seines relativ kleinen Umfangs (ohne Bilderanhang sind es etwa 130 Seiten) vermittelt das Buch ein komplexes und solides Bild des polnischen Pressemarktes. Es ist einerseits dem vielfältigen, geschickt eingesetzten Quellenmaterial (Pressemitteilungen, Zeitungsannoncen, Briefe, literarische Texte) zu verdanken. Noch wichtiger bleibt jedoch, dass die Darstellung auf eigenen bibliographischen und statistischen Untersuchungen der Autorin, einer bewährten Presseforscherin, basiert. Die »Geschichte der polnischen Presse« ist ohne Zweifel ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Sie könnte aber auch, nach einigen Korrekturen und Ergänzungen (ganz übergangen wurden beispielsweise die ›Thornischen Nachrichten‹ von gelehrten Sachen, eines der wichtigsten und langlebigsten gelehrten Journale in

Polen) die Grundlage für eine neue, »große«, mit wissenschaftlichem Apparat versehene Geschichte der frühen polnischen Presse bieten. KATARZYNA CHLEWICKA, TORUN

Siegert, Reinhart: *Aufklärung im 19. Jahrhundert – Überwindung oder Diffusion?* Stuttgart: Fromman-Holzboog 2015, CXXXIV, 1901 S.

In einem Aufsatz von 2006 bezeichnet Hans Ulrich Gumbrecht die großen in Deutschland entstandenen literatur- und begriffsgeschichtlichen Nachschlagewerke aufgrund ihrer Monumentalität als »Pyramiden des Geistes«. Spätestens mit dem hier zu besprechenden dritten Band ist das mit dem Haupttitel »Volksaufklärung« versehene »Bibliographische Handbuch zur Popularisierung aufklärerischen Denkens im deutschen Sprachraum von den Anfängen bis 1850« ebenfalls zu einem ehrfurchtgebietenden, geradezu pharaonischen Unternehmen avanciert. Denn der vorliegende, 2016 erschienene Band 3 besteht aus vier Teilbänden mit insgesamt über 2.000 Seiten. Er verzeichnet nach einem einführenden Teil 5.178 bibliographische Einheiten aus dem Zeitraum 1801–2013 und 34 undatierte, die alle einen eigenen Eintrag erhalten. Als Herausgeber firmieren wieder Holger Böning und Reinhart Siegert, doch hat letzterer den Band ganz überwiegend im Alleingang erarbeitet – eine herkulische Leistung. Erneut hat der Verlag das Werk in benutzerfreundlicher und gediegener Gestalt veröffentlicht. Freilich hat das seinen Preis, in diesem Fall beträchtliche € 1.592.

Der Band beginnt mit den bewährten Benutzungshinweisen und zunächst der Definition des erfassten Bestandes deutschsprachiger volksaufklärerischer Druckschriften. Wichtig sind die aufgrund der gewaltigen Materialfülle notwendigen Einschränkungen bei der bibliographischen Erfassung gegenüber den beiden Vorgängerbänden: Periodika werden generell nicht berücksichtigt (S. XIX), aber immerhin summarisch in Listenform nachgetragen (Sp. 3573–3706), und auch eine vollständige Verzeichnung aller Auflagen insbesondere der Erfolgstitel war nicht zu leisten (S. XX). Beeindruckend ist der hohe Anteil autoptisch überprüfter Publikationen; für lediglich 8,5% der 4.819 selbständig erschienen Titel konnten weder Standorte noch Rezensionen nachgewiesen werden (S. XXIVf).

Die sorgfältige, jedoch bisweilen recht eigenwillige Einleitung (vgl. etwa S. XXXVII, Anm. 22) von Reinhart Siegert schlägt den Terminus der »Persuasiven Literatur« vor, der freilich inhaltlich an die Aufklärung zu koppeln ist (S. XXXV–XXXVII). Danach wird die Gesamtentwicklung des Genres skizziert, die nach dem quantitativen Höhepunkt im Zeitraum 1791–1800 zwar zunächst eine deutliche Abnahme zeigt, aber in den Jahren zwischen 1831 und 1850 erneut einen Aufschwung nimmt. Besonders volatil ist das Segment der dezidiert politischen Volksaufklärung, die vom Jahr 1801 bis 1830 kaum eine Rolle spielt, um in den folgenden zwei Dekaden einen Stand zu erreichen, der auch den zur Zeit der Französischen Revolution übertrifft (S. XXI–XLIII). Diese Befunde fächert Siegert dann für vier Zeitbereiche weiter auf (1801–1820, 1821–1840, 1841–1860, 1861ff). Sein Fazit über die behandelte Phase lautet: Flankiert von grundlegendem Wandel im Bildungssystem, im Bibliothekswesen und in der Sozialstruktur ist die Volksaufklärung in einem längeren Prozess ausgeklungen. Wurden volksaufklärerische Bestrebungen im Bereich von Religion und Politik schlicht unterdrückt, ist sie auf dem Gebiet von Medizin, Bildung und Ökonomie »durch ihren Erfolg überflüssig« geworden (S. LXXIV).

Der eigentliche bibliographische Teil erfasst die einzelnen Titel in der erprobten Kombination von Erscheinungsjahr und alphabetischer Ansetzung. Jedes Werk erhält eine Ordnungsnummer und einen ausführlichen bibliographischen Kopfeintrag, darunter wenn möglich auch den Preis. Daran schließt sich ein kursiver Text an, der in unterschiedlicher Ausführlichkeit die betreffende Publikation näher charakterisiert oder aus ihr zitiert. Oft steckt in diesen Passagen der eigentliche, durch Autopsie gewonnene Gehalt der Bibliographie (vgl. etwa Nr. 5645, Sp. 110f). Erschlossen wird der Materialreichtum durch ein für jeden Teilband separates Titel- und Personenregister. Gerade letzteres ermöglicht es, Publikationsfiliationen über mehrere Jahre zu verfolgen und so z.B. die zentrale Rolle Ignaz Heinrich von Wessenbergs für die katholische Volksaufklärung zu verdeutlichen.

Der Ertrag dieser gewaltigen Menge von mühselig ermittelten, gewissenhaft erfassten und für den Nutzer erschlossenen Informationen liegt auf drei Ebenen. Erstens ist die national-

bibliographische Perspektive zu nennen. Wie andere retrospektive Bibliographien oder die VDs kompensiert auch der besprochene Band nachträglich die bibliothekarischen Konsequenzen des Föderalismus im deutschsprachigen Bereich, indem er zuverlässig und meist auf autoptischer Grundlage eine Unzahl von verstreuten Publikationen verzeichnet und zugänglich macht. Dass dabei schmerzliche Kompromisse eingegangen werden mussten, ist angesichts des reichlich vertretenen Kleinschrifttums und der zahlreichen ephemeren Veröffentlichungen wohl unvermeidlich. Um so ungeduldiger wird man die annoncierte Datenbank erwarten, die mit über 27.000 Titelaufnahmen weit mehr als das gedruckte Gesamtwerk umfasst und für einzelne Schriften Zusatzmaterial bietet (S. XXVf, LXXV).

Zweitens erweitert der vorliegende Band, der zunächst bis zum Erfassungsjahr 1860 reicht und dann vereinzelt bis ins 21. Jahrhundert ausgreift, noch einmal sehr erheblich die Anzahl und das Spektrum jener Texte, die der Volksaufklärung zuzurechnen sind. Darin liegt der unbestreitbare Mehrwert für die Forschung. Zugleich gewinnt damit die Frage nach dem definitorischen Minimum und dem inhaltlichen Profil dieser Bewegung und der dazugehörigen Schriften an Dringlichkeit. Wie lange läßt sich noch sinnvoll von Volksaufklärung sprechen, und wie weit trägt diese Bezeichnung als analytischer Begriff? Das Konzept der Volksaufklärung wurzelt ja in der ständischen Gesellschaft und in bestimmten Herrschaftsformen, die beide in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kaum mehr gegeben waren (S. LXIX–LXXV). Insofern generiert der erweiterte zeitliche Rahmen durchaus produktive Fragestellungen. Mit der Aufnahme von nach 1860 erschienener Literatur in Teilband 4 wird allerdings m.E. der ursprüngliche Ansatz überdehnt. Die sich bis ins Jahr 2013 erstreckende Auswahl ist in wachsendem Maße punktuell und erfasst schließlich Literatur aus dem NS-Kontext (Nr. 10616, Sp. 3515). So wertvoll der dortige Anhang über die Übersetzungen volksaufklärerischer Schriften ist (Sp. 3541–3570), im Kern ist das mit fast 400 Seiten den Löwenanteil dieses Bandes ausmachende Verzeichnis der ab 1861 erschienenen »Zufallstreffer« (S. LXII) entbehrlich. Denn dieses Material wird ja ohnehin über die Datenbank verfügbar werden, und vielleicht hätte der Verzicht auf

einen separaten vierten Teilband den prohibitiven Preis um einige hundert Euro gedrückt.

Dennoch ist drittens ausdrücklich zu betonen, dass die Überschreitung der konventionellen Epochengrenze von der Frühen Neuzeit in die Moderne unbedingt begrüßenswert ist. Die Volksaufklärung ist ja nicht zuletzt deshalb eine so forschungsrelevante Bewegung, weil sie ihre Kontinuität auch unter ungünstigen, politisch restaurativen Vorzeichen wahren konnte, auch wenn dabei explizite politische Inhalte in den Hintergrund traten. Es wäre gewiss reizvoll, auf der Grundlage des zusammengetragenen Materials zu überprüfen, inwieweit Kosellecks Konzept einer von 1750 bis 1850 reichenden »Sattelzeit« mit ihrer anhand intellektueller Höhenkammliteratur konstatierten Umstellung der politisch-sozialen Sprache auf die Moderne auch auf den Bereich volksaufklärerischer Schriften und Konzepte mit Gewinn angewandt werden kann.

Doch das ist nicht mehr als eine vage Idee. Festzuhalten bleibt, dass der vorliegende Teilband der großen Volksaufklärungsbibliographie das Gesamtwerk in gewohnter Qualität weiter komplettiert. Zusammen mit seinen Vorgängern bietet es zahlreiche Schnittstellen zu weiterer Forschung in unterschiedlichen Fächern. Was zu wünschen bleibt, ist zum einen das avisierte »Biographische Lexikon« als krönender Band 4 und eine rasche Einrichtung der in Aussicht gestellten Datenbank. Die bisher erschienenen Bände reichen bereits allemal für ein oder auch zwei Lebenswerke aus. VOLKER BAUER, WOLFENBÜTTEL

Falaki, Mahmood: *Goethe und Hafis*. Verstehen und Missverstehen in der Wechselbeziehung deutscher und persischer Kultur. Berlin: Hans Schiler 2013, 427 S.

»Goethe und Hafis« heißt ein Buch des Iraners Mahmood Falaki, das 2013 im Verlag Hans Schiler in Berlin erschienen ist. Es geht auf eine Studie zurück, die der bereits mit mehreren auf Deutsch geschriebenen lyrischen und novellistischen Arbeiten hervorgetretene Verfasser bei der Universität Hamburg erfolgreich als Dissertation eingereicht hat. Hier spricht jemand, der sich die Geschichte der orientalischen – vornehmlich persischen, doch auch arabischen – Kultur, Religion und Literatur nicht nur angelesen

oder sie aus zweiter Hand übernommen hat, sondern von Grund auf damit bekannt ist. Angesichts zeitnaher Ereignisse wie eines islamischen Fundamentalismus oder von Zensur und Fatwa-Urteilen gegen moderne Literaten bieten sich Aktualisierungen an, werden im Buch auch laut. Die exakte Philologie beinträchtigen sie indes keineswegs. Die Schrift bietet fünf Kapitel. Sie beschäftigt sich zunächst mit den Lebensumständen von Hafis, seinem politischen und vor allem religiösen Umfeld und möglichen, teils kontroversen Darstellungen seiner Haltung zwischen Mystik und Koran-Orthodoxie, zwischen irdischer Lebensfreude und jenseitsgerichteter Frömmigkeit. Der Leser lernt hier Manches über zoroastrische Grundlagen persischer Mentalität kennen; über mystische Spekulationen (die einem neuzeitlichen Denken nur schwer als nicht-abstrus eingehen wollen); über befremdend anmutende Koransuren (worin etwa die Begegnung mit Frauen der Verrichtung auf dem Abtritt gleichgewertet ist und wie diese ritualisierte Waschungen nach sich zieht); über Mohammeds strenge Abneigung gegen parodistischen Witz und gegen Poesie überhaupt; darüber, wie im Orient ein durch Jahrhunderte antrainierter Geist von Erbötigkeit und Gehorsam eine literarische Gattung wie das Drama verhindert, welches ja von Rede, Gegen- und Widerrede lebt (dies auch Goethes Erkenntnis); über die im mittelalterlichen Persien durchaus akzeptierte Knabenliebe; auch darüber, wie schwierig – wenn in der Sache überhaupt – unterscheidbar ist, wo Dichterworte wie von Hafis sinnlich direkt oder religiös allegorisch gelesen werden müssen. – Das 2. Kapitel widmet sich der europäischen Rezeption orientalischer Kultur im 18. und frühen 19. Jahrhundert, konkretisiert sie im Bild, das Goethe während seiner Jugend vom Morgenland gewonnen hat, und zeigt, wie sich dieses Bild durch spätere Lektüren und Erlebnisse, maßgeblich aber durch die Begegnung mit Hammer-Purgstalls Hafis-Übertragung (1814) und Goethes anschließenden Studien vertieft und erweitert – so intensiv, dass es für den Weimarer Dichter zum Beginn einer neuen Glanzepoche eigener Poesie wird. – »Goethe im Wettstreit mit Hafis« (Kap. 3) setzt einige Gedichte aus Goethes »West-östlichem Divan«, insbesondere der Bücher »Hafis Nameh« (Buch Hafis)

und »Moganni Nameh« (Buch des Sängers), dem Vergleich aus mit zentralen Texten von Hafis, teils solchen, auf die Goethe unmittelbar antwortet. Hauptthemen bilden dabei die Beziehung von originär individueller Religiosität zur Orthodoxie, die Verveltlichung und »Humorisierung« der Schöpfungsgeschichte, die Flucht (»Hegire«) aus der eigenen Gegenwart, die Liebestüchtigkeit im Alter, die Homoerotik, die Freiheit und Bindung gegenüber Herrscher und Obrigkeit. Der Verfasser kann hier an nicht wenigen Stellen nachweisen, in welchem Maß Goethe das eindimensionale (vor allem rein sachlich-sinnliche) Verständnis – oder Missverständnis – der Hammer-Purgstall'schen Übersetzung, seiner Vorlage also, wieder in eine poetische Mehrdeutigkeit zurückführt. Freilich gehen Falakis eigene Goethe-Interpretationen kaum über das in den besten von tausend früheren Auslegungen Erhobene hinaus – es wäre vielleicht auch zu viel verlangt. Spezifisch der Liebesauffassung und ihrer poetisch-rhetorischen Bewältigung (Formen, Stilfiguren, Bilder) jeweils bei Hafis und Goethe gilt das 4. Kapitel. Ein längerer »Epilog« über »Goethes Westöstlichkeit« (Kap. 5), über die Geschichte Irans in neuer und neuester Zeit sowie sein Verhältnis zum Westen seit der Lumière-Epoche beendet das Buch. Instruiert werden wir über traditionsbedingte Schwierigkeiten einer Aufklärung im Orient: vornehmlich ein »statisches« Verständnis von Gesellschaft, das sich auch *literarisch* in Prinzipien wie »Nachahmung« und »Repetition« auslebt. Der Schlusssessay enthält gleichwohl beherrigenswerte Gedanken über einen möglichen Dialog zwischen westlicher und islamischer Tradition, orientiert an Goethes Umgang mit persischer und arabischer Poesie. – Ein, wegen seiner kompetenten orientalistischen Ergänzung vieler »Divan«-Untersuchungen, gutes und nützliches Buch.

HANS-WOLF JÄGER, BREMEN

Ananieva, Anna / Böck, Dorothea / Pompe, Hedwig: *Auf der Schwelle zur Moderne*. Szenarien von Unterhaltung zwischen 1780 und 1840. Vier Fallstudien. Bd. 1–2. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2015, 1106 S.

Im Zentrum dieses anregenden Bandes steht eine Entwicklung seit dem Ende des 18. Jahrhunderts im Zentrum, die Hedwig Pompe einleitend als Siegeszug der Unterhaltung

beschreibt. Worum es geht, beschreibt gut der Titel des DFG-Projektes, aus dem die Publikation hervorgegangen ist: »Von der Aufklärung zur Unterhaltung: Literarische und mediale Transformationen in Deutschland 1780 bis 1840«. Ausgreifen und Bedeutungszuwachs der Unterhaltung sei ohne die »mediale Grundierung in der Druckkultur« nicht denkbar gewesen, es gehe, so heißt es im Vorwort, um die Vorgeschichte der unterhaltsamen Massenkommunikation, die erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu greifen beginne. Im Mittelpunkt stehen dabei Prozesse der Verwandlung von ambitionierten Konversations- und Unterhaltungstraditionen der Eliten in die vielfältigen Angebote und Praktiken des kulturellen Konsums der Vielen, also der später so genannten Massen. Zu verfolgen sei die gezielte Absetzung von politischem und gelehrtem Denken und Handeln. Im Kontext der Unterhaltungszeitschriften und -literatur der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts gewinne die Unterscheidung, »was gefällt/ nicht gefällt« das Profil einer zukunftsfähigen Leitunterscheidung für Unterhaltung überhaupt. Ab den 1820er Jahren sodann erhalte die Unterhaltung das Profil eines eigenen kulturellen Sektors, dessen Produktivität die Arbeit nach eigenen Gesetzmäßigkeiten anstrebe. Mit dem historischen Schulterschluss der von moralischen Erwägungen und strikten Bedürfnissen befreiten Konsum- und Unterhaltungskulturen werde auch in Deutschland im späten 18. Jahrhundert eine dauerhafte Leitlinie eröffnet, die mit erklärbar mache, weshalb Unterhaltung von nun an so erfolgreich auf dem Vormarsch sei. Am Produkt, das der Unterhaltung diene, schärfen sich wiederum die Kommunikationen zwischen Produzenten und Rezipienten von Unterhaltung. In der Literatur verdankten sich dieser Entwicklung Formen, die für die publizistische Serie geeignet seien und die ihr Selbstverständnis aus einem Sektor Unterhaltung bezögen.

Soweit einige Sätze zur theoretischen Grundierung des hier vorgestellten Werkes, über die man, soweit es um eine Entgegenstellung von Aufklärung und Unterhaltung geht – gewiß wird streiten können. Zum Zweck künftiger Debatten bietet der Band viel, nämlich vier den Umfang eigener Monographien annehmende kommunikationsgeschichtlich bedeutende, empirisch basierte Fallstudien, in

denen exemplarisch und von verschiedenen Seiten mit diesem Siegeszug der Unterhaltung eine in der Tat für die Entwicklung des Medien- und Kommunikationssystems wichtige Entwicklung im Presse- und Verlagswesen thematisiert wird. Dorothea Böck stellt mit ihrem Beitrag »Von der radikalaufklärerischen Geheimgesellschaft zum modernen Konsum- und Unterhaltungsdiskurs« Carl Friedrich Bahrdt (1741–1792) und die »Deutsche Union« (1785–1790/92) sowie in einer exemplarischen Biographie Carl Spazier (1758–1805) mit seiner Entwicklung vom Radikalaufklärer zum Protagonisten einer populären Unterhaltungs- und Konsumkultur in den Mittelpunkt. Damit wendet sich die Autorin den historisch frühen Einsatzpunkten für Prozesse zu, die von der »alten« Aufklärung zu der »neuen« Unterhaltungs- und Konsumkultur überleiteten. Es ist selbstverständlich, dass Bahrdt sich der Bedeutung der Medien für die zeitgenössische Kommunikation bewusst ist. Carl Spazier wird als eine exemplarische Übergangsfigur in jenen Prozessen vorgestellt, die von der Aufklärung zur Unterhaltung führten. Hier wäre allerdings zu bemerken, dass es bis weit ins 19. Jahrhundert auch weiterhin zahlreiche Bemühungen, die unterhaltend und mit dem Willen zur Aufklärung verschwistert sind.

Anna Ananieva und Rolf Haaser befassen sich mit Wilhelm Gottlieb Becker (1753–1813), der als ein »Publizist geselliger Unterhaltung auf dem Weg zur Eleganz« vorgestellt wird, eine dem Schönen und Angenehmen zugewandte bürgerliche Konsumkultur, die mit der Idee vom »eleganten Leben« an der gesellschaftlichen Bedeutung des Adels orientiert sei. Sodann rückt bei Anna Ananieva der Leipziger Voss Verlag als Kunst- und Buchhandlung um 1800 mit seinen pressehistorisch wichtigen Titeln wie »Taschenbuch zum geselligen Vergnügen«, dem »Journal für Fabrik, Manufaktur und Handlung«, der »Leipziger Monatsschrift für Damen«, den »Erholungen« und der »Zeitung für die elegante Welt« in den Blickpunkt. Entstanden ist eine Verlagsgeschichte, die durch eine 150 Druckseiten umfassende Verlagsbibliographie (hier andere Paginierung als im Inhaltsverzeichnis) von Rolf Haaser ergänzt wird. In den publizistischen Anfängen dieser Verlagsgeschichte spielt wiederum Spazier mit seiner »Zeitung für die elegante Welt« eine wichtige Rolle.

Unter dem Leitbegriff der »Publizistischen Unterhaltung« untersucht Hedwig Pompe sodann das Projekt der »Dresdner Abend-Zeitung«, die von dem Juristen und Beamten Karl Theodor Winkler redigiert wurde. Für sein Blatt, so die Autorin, propagiere er das Vergnügen, das für die Vielen da sei und hebe ideologisch auf die Integrationsfähigkeit von Unterhaltung ab. In einer Szene, für die die »Dresdner Abend-Zeitung« wichtig war, sei der konstitutive Zusammenhang von Unterhaltung und Netzwerk unüberschaubar, wie er sich in einer Verbindung von literarischem Verein, dem »Dresdner Liederkreis«, der »Dresdner Abend-Zeitung« und der Publizistik erfolgreich wurde. In dem Blatt werde Unterhaltung zu einem Konzeptbegriff, die Emanzipation der Unterhaltung sein eng korreliert mit der Vonselbständigung von Kunst. Über die Publizistik, so eine wichtige Feststellung, sei die schöne Literatur in die vielschichtigen Prozesse nachhaltig eingebunden, die von der Aufklärungsästhetik über die idealistische Kunstmetaphysik in neue Unterhaltungskulturen und deren Warenästhetik führten.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Fischer, Ole (Hg.): *Aufgeklärte Lebenswelten*. Stuttgart: Steiner 2016, 242 S.

Nach all' den Bänden, die sich Literatur und Philosophie widmen, liegen hier Studien vor, die sich mit den Auswirkungen der Aufklärung auf das Leben der Menschen, auf Freiheiten und Zwänge, auf Schule, Landwirtschaft und Alltag, auf religiöse Überzeugungen und Frömmigkeitspraktiken, auf das Leben und die tägliche Arbeit von Bauern, Schulmeistern oder Geistlichen beschäftigen. So wichtig Ideengeschichte ist, noch wichtiger dürften die konkreten Wirkungen von Ideen und Handlungen sein, denn tatsächlich hatte die Aufklärung eine lebensweltlich und auf das einzelne Individuum bezogene Bedeutung, wie der Herausgeber betont, auch unterhalb der gelehrten Diskurse und Eliten, hatte die Aufklärung mit ihrem Anspruch, die Strukturen und materiellen Bedingungen des menschlichen Zusammenlebens zu verändern und zu verbessern, Auswirkungen, die, wenn auch mit erheblichen Quellenproblemen, erforscht werden können und erforscht werden sollten. Es ist, um unter den durchweg lesenswerten Aufsätzen einen besonders zu würdi-

gen, wohltuend, mit welcher Umsicht Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt jenseits theoretischer Konstrukte danach fragt, wie die von Wissenschaftlern, Kameralisten und Geistlichen vorgeschlagenen landwirtschaftlichen Innovationen und Verbesserungen von der bäuerlichen Bevölkerung rezipiert wurden. Die Suche nach den alltäglichen Spuren der Aufklärung, so ein Fazit, hat sich gelohnt, denn sie zeigt nicht zuletzt, wieviel Zeit Aufklärung benötigt, wie langsam manche Prozesse der Veränderung verlaufen und wie dann doch zu einem bestimmten Punkt die Ergebnisse von Reformbestrebungen im Alltag unübersehbar sind. Wenn man bedenkt, dass es von einer angeblich nur zu 15 Prozent lesefähigen Bevölkerung um 1770 gerade ein Jahrhundert benötigt, bis jeder liest, dann belegt nicht nur diese Tatsache, sondern auch zahlreiche andere Beobachtungen in diesem Band, dass bei der Erforschung von Epochenerscheinungen längere Zeiträume einbezogen werden müssen. Der Band weist auch darauf hin, dass es bei den riesigen regionalen Unterschieden im deutschen Sprachraum nicht ausreicht, unüberprüfbare Pauschalbehauptungen in die Welt zu setzen. Auch hier ist überaus wohltuend, wie sachlich und quellenbasiert hier beispielsweise gezeigt wird, wie über ein ganzes Jahrhundert die Aufklärung in den Dorfschulen Stück für Stück ihre Wirkungen entfaltete.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Dauser, Regina / Fassl, Peter / Schilling, Lothar (Hg.): *Wissenszirkulation auf dem Land vor der Industrialisierung*. Augsburg: Wißner 2016, 333 S.

Die Beiträge des Sammelbandes gehen auf eine Tagung zurück, die der Bezirk Schwaben und der Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit der Universität Augsburg 2013 in Kloster Irsee veranstaltet haben und auf der Historikern des ostschwäbisch-bayerischen Raums anhand konkreter Beispiele aus der früheren Agrar- und Wissensgeschichte ein Austausch über die ländliche Wissenszirkulation vor der Industrialisierung ermöglicht werden sollte. Entsprechend werden auf der Mikroebene Fallbeispiele für die Wissenszirkulation und das Neben- und Miteinander von Erfahrungswissen und landwirtschaftlicher Innovation geboten. Entstanden ist ein Band, der durch seinen Bezug auf eine Re-

gion und die Zusammenarbeit von unterschiedlichen Disziplinen nicht nur in jeder Beziehung Hand und Fuß hat, sondern Beitrag für Beitrag konkret, quellenbasiert und im Detail untersucht, was auf dem Lande tatsächlich an Verbreitung und Rezeption von Wissen vor sich ging. Da geht es um das Wissen über Schädlingsbekämpfung oder den Obstanbau, die Zusammenhänge von Agrarintensivierung und Wissenszirkulation, um Tabakanbau und Gemüsekultur, um Bienenzucht und um eine Forstwirtschaft, die Schutz und Bewirtschaftung des Waldes sicherstellt, um bäuerliche Reaktionen auf landwirtschaftliche Modernisierungsversuche, um Moorkultur und aufklärende Geistliche usw. usw. Besonders hingewiesen sei hier auf den Beitrag von Lothar Schilling, der danach fragt, wie weit das »Churbaierisch (Münchner) Intelligenzblatt« ein Medium der Wissenszirkulation auf dem Lande war. In kommunikations- und wissensgeschichtlicher Hinsicht sei, so Schilling, noch weithin ungeklärt, welche Rolle einzelne Intelligenzblätter bei den Reformbestrebungen der ökonomischen Aufklärung spielten, in welchem Maße und in welcher Weise Intelligenzblätter von der Landbevölkerung rezipiert wurden, sei bislang kaum geklärt. Am Beispiel seiner Quelle kommt Schilling zu dem Schluss, dass die ungebildete Landbevölkerung eine wichtige, womöglich die wichtigste Zielgruppe des Blattes gewesen sei, doch hätten der Rezeption erhebliche Hindernisse im Wege gestanden. Weite Teile der Landbevölkerung seien Analphabeten, wichtiger als Rezipienten seien vermutlich Pfarrer, Amtsträger und adlige Gutsbesitzer gewesen, unter denen für Reformen geworben worden sei. Zum Forum eines lokale Erfahrungen einbeziehenden Austausches sei das bayerische Intelligenzblatt jedoch nicht geworden. Sehr begründet erscheint auch die These, dass in der Erforschung entsprechender Kommunikationsprozesse die Beachtung kleinräumig wirkender Einflussfaktoren und spezifischer Erfahrungen unterbelichtet sei. Tatsächlich ist ja die Beschimpfung der Landbevölkerung als »verstockt« und »unbelehrbar« ein Topos, dessen unreflektierter Gebrauch allerdings auch schon von Aufklärern kritisiert wurde, wie beispielsweise der Aufsatz Hartmut Steger zu landwirtschaftlichen Modernisierungsmaßnahmen im Fürstentum Oettingen-Wallerstein am Beispiel Johann Friedrich

Mayers ebenso zeigt wie der kluge Schlusskommentar von Marcus Popplow. Auch der Beitrag zu landwirtschaftlichen Modernisierungsversuchen im hochstiftischen Pfliegamt Bobingen zeigt sehr anschaulich, dass es oft sehr rationale Gründe waren, die zum Widerstande gegen Reformvorschläge führten. Nicht nur die ausdrücklich genannten Studien, sondern der gesamte Band ist gewinnbringend zu lesen und mit seiner Zeitreise in den historischen Alltag spannend. Schade allein, dass Register fehlen.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Gotthelf, Jeremias: *Historisch-kritische Gesamtansgabe (HKG)*. Hg. von Barbara Mahlmann-Bauer und Christian von Zimmermann.

Abteilung A: Romane. Band 6.2: *Jacobs, des Handwerksgeßellen, Wanderungen durch die Schweiz*. Kommentar von Patricia Zihlmann-Märki und Christian von Zimmermann. Hildesheim: Olms 2016, 567 S.

Abteilung F: Politische und pädagogische Publizistik. Band 2.1: *Schulpolitische Publizistik (1824-1849)*. Textband. Hg. von Barbara Mahlmann-Bauer, Markus Hofer und Roland Reichen in Zsarb. mit Norbert D. Wernicke und Ruedi Graf. Hildesheim: Olms 2016, 258 S.

Die Erstellung der Werkausgabe Jeremias Gotthelfs schreitet mit großer Geschwindigkeit und in bewährter Qualität voran. Bereits die Einführung des Kommentarbandes zu »Jacobs, des Handwerksgeßellen, Wanderungen durch die Schweiz« hat mit 200 Druckseiten den Charakter einer Monographie, deren einzelne Kapitel die Entstehungsgeschichte und Rezeption behandeln, den literarischen Kontext und die Einbettung in die große Tradition der Schweizreisen, den Handwerksdiskurs und die politische Instrumentalisierung von Wandergesellen, sodann ein Kapitel »Menschenbilder im Konflikt«, das die Stellung Gotthelfs zum Frühsozialismus und Kommunismus in der Schweiz thematisiert. Endlich werden die archivalischen Quellen zu dem Werk, ein Literaturverzeichnis und Materialien geboten. Dem folgen ein Editionsbericht und endlich auf mehr als 300 Druckseiten der Stellenkommentar, der nichts zu wünschen übriglässt und eine eigene große Forschungsleistung darstellt.

Höchst aufschlussreich für die schulpolitischen Vorstellungen Gotthelfs ist die Edition der zu diesem Feld gehörigen Publizistik, seien

es Reden bei der Aufrichtung von Schulhäusern, eine Ordnung für Sommerschulen, eine Preisschrift für eine Ersparniskasse, Notizen zum Unterricht in vaterländischer Geschichte, eine Rede zur Pestalozzi-Feier oder 1841 die Vorrede zu einer Kinderzeitung. Überall entdeckt man Vorstellungen des Dichters, die in seinen Romanen literarisch gestaltet sind.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Greffrath, Bettina / Henkel, Gabriele / Langermann, Christin (Hg.): *Hoffmann von Fallersleben*. Dichter, Germanist und singender Freiheitskämpfer. Begleitbuch zur Dauerausstellung des Hoffmann-von-Fallersleben-Museums. Im Auftrag der Stadt Wolfsburg. Hildesheim: Olms 2015, 240 S.

Der ansprechend gestaltete Katalog zielt – verständlicherweise – auf ein breites Publikum und will Hoffmann von Fallersleben als »Dichter für unsere Zeit« vermitteln. Seine beißend-kritischen Gedichte und Lieder sollen an Wurzeln und Werte der Demokratie gemahnen. Vermittelt wird zunächst die Biographie des Dichters, seine Reisen, Freunde und Weggefährten, auch sein Familienleben. Sodann lernt man den europäischen Wissenschaftler kennen, den Germanisten, Schlesienforscher und Organisator des kulturellen Lebens in Breslau, endlich den singenden Agitator, den »Popstar« Hoffmann, die Verbindung von Dichtung und Musik am Beispiel von Hoffmanns Gedichten und zuletzt endlich eine Geschichte des Deutschlandliedes und dessen so widersprüchliche und widerspruchsvolle Rezeption. Es kann gar nicht häufig genug daran erinnert werden, dass dieses Lied nicht aus nationalistischer Verblendung, sondern aus Liebe zum eigenen Vaterland und mit der Hoffnung geschrieben wurde, es würde einmal ein demokratisches Deutschland geben – und doch mag man auch Tucholsky nicht allzu energisch widersprechen, der von jenem »törichtem Vers eines großmäuligen Gedichts« sprach. Widerspruchsvoll war auch die Melodie dieses Sehnsuchtsliedes, wurde es doch mit der Melodie der Kaiserhymne von Joseph Haydn unterlegt: »Gott erhalte Franz den Kaiser«.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Pöttker, Horst / Stan'ko, Aleksandr (Hg.): *Mitten der Moderne*. Von Kleist bis Tschechow –

deutsche und russische Publizisten des 19. Jahrhunderts. Köln: von Halem Verlag 2016, 546 S.

Viel vorgenommen haben sich die beiden Herausgeber des voluminösen Readers. Horst Pöttker, Journalistik-Lehrstuhlinhaber an der Universität Dortmund im Ruhestand, und sein Kollege Alexandr Stan'ko von der Staatlichen Universität Rostov am Don suchen »an Beispielen deutscher und russischer Schriftsteller zu zeigen, dass sich journalistisches Bewusstsein als Merkmal unterschwellig vorandrängender Modernität auch in den beiden verspäteten Nationen (eben Deutschland und dem russischen Zarenreich) bereits im 19. Jahrhundert zeigt« (S. 14).

Dezidiert wollen sie »deutschen Lesern die russische und russischen Lesern die deutsche Kultur des 19. Jahrhunderts näherbringen« (ebd.). Dafür ist der Band durchweg zweisprachig gestaltet: Auf den linken, den geraden Seiten stehen die Texte auf Deutsch, rechts auf Russisch – wie man es sonst fast nur von Quelleneditionen her kennt.

Nicht nur optisch, auch inhaltlich wirkt der Band binational ausgewogen: Je sieben deutsche und sieben russische Publizisten werden porträtiert, darunter manche der »größten«, der berühmtesten Schriftsteller des vorvergangenen Jahrhunderts: Kleist, Heine, Büchner, Fontane hier – Dostojewski, Tolstoi, Puschkin, Tschschow dort.

»Klassiker« sind es allesamt, Romanciers, Dramatiker, Lyriker, Satiriker und »Zeitschriftsteller«, die fast alle auch dem Tageschrifttum, dem eher journalistischen Wirken unmittelbar in ihre Zeit hinein verbunden waren – und weit über ihre Zeit hinaus wirkten. Grenzgänger waren manche zwischen Journalismus und Literatur, so die deutschen Ludwig Börne, Karl Gutzkow und Georg Weerth, die Russen Alexander Herzen (alias Gercen), Vladimir Korolenko und der hierzulande wahrscheinlich Unbekannteste, Michail Saltykov-Šchedrin; Vorbilder sind viele bis in die Gegenwart.

Etwas mehr Einordnung und Rahmung wäre wünschenswert – dies beschränkt sich auf ein knapp dreiseitiges Vorwort. Auch stehen nicht immer die titelgebenden »Mühen der Moderne« im Vordergrund der (halbiert man die zweisprachigen Druckseiten) zwischen sieben (bei Puschkin) und 26 Seiten (bei Gutzkow) langen Beiträgen, teils bleibt

zudem der journalistische Werkaspekt etwas im Hintergrund. Fast kurios dabei: Die ältesten drei Autoren, nämlich Kleist, Börne und Heine, dazu noch Gutzkow und Weerth (leider durchweg die Deutschen), werden (von Günter Reus, Frank Stern, Horst Pöttker, Walter Hömberg und Bernd Füllner) am explizitesten als Vorläufer oder »Protagonist[en] des modernen Journalismus« (S. 92) vorgestellt und verortet.

Insgesamt bietet der Band durchweg leistungswerte, inspirierende Autorenporträts, die allesamt von Kennerschaft und einer langjährigen (nur eine Beiträgerin ist unter 60 Jahren alt, der älteste, Boris I. Esin, bereits 95), intensiven Werkausinandersetzung zeugen.

MARKUS BEHMER, BAMBERG

Igl, Natalia / Menzel, Julia (Hg.): *Illustrierte Zeitschriften um 1900*. Mediale Eigenlogik, Multimodalität und Metaisierung. Bielefeld: transcript 2016, 420 S.

Schon wenn man nur kurz über das Verhältnis von Texten und Bildern in illustrierten Zeitschriften nachdenkt, muss man zum Schluss kommen, dass es nicht genügen kann, jeden dieser Bereiche für sich zu betrachten und damit schon alles erfasst haben zu wollen. Selbst wenn die Zeitschrift nur ein Behältnis wäre, in das man beide Bestandteile hineinfüllte, so verdiente auch seine eigene Beschaffenheit genauere Betrachtung. Tatsächlich sind die Verhältnisse noch viel komplizierter. Texte und Bilder interagieren innerhalb spezifischer Strukturen miteinander, und dies nicht nur gleichsam objektiv für sich, sondern in ganz konkreten Produktions- und Rezeptionsverhältnissen. Dies eröffnet Zugriffsmöglichkeiten für eine ganze Reihe von Wissenschaften mit ganz unterschiedlichen Untersuchungsansätzen.

Der von Natalia Igl und Julia Menzel vorgelegte Sammelband basiert auf einer Tagung im Frühjahr 2014 an der Universität Bayreuth, wo »literatur- und medienwissenschaftliche Ansätze mit bild- und sprachwissenschaftlichen sowie kunst- und kulturhistorischen Expertisen« verknüpft werden sollten (S. 9). Zusammengekommen sind zwölf Aufsätze ganz unterschiedlicher Art. Am ausführlichsten sind die Beiträge von Hans-Jürgen Bucher und Gustav Frank – dieser sehr ins Grundsätzliche gehend und eine umfas-

sende Theorie der Zeitschrift fordernd, jener neben allgemeiner Theorie auch ausführlich die Empirie des im 19. Jahrhundert Gegebenen einbeziehend. Thomas Metten akzentuiert darüber hinaus noch einen Aspekt, der auch bei Bucher und Frank anklingt: die »Relevanz des Ästhetischen« (S. 109) bei jeder Form von Zeitschriftenanalyse – nicht im Sinne der Bewertung nach irgendeiner Schönheitsnorm, sondern als Forderung nach Einbezug des konkret Wahrnehmbaren, nach der Untersuchung auch des Vorhandenen in seiner Materialität, von Papierqualität über Layout bis zu Schrifttypen und Bildreproduktionstechniken.

Andere Aufsätze gehen mehr ins Detail, vergleichen etwa die Gestaltungskonzepte der Zeitschriften »Pan« und »Jugend« miteinander (Peer Trilcke), beschäftigen sich mit serieller Bildverwendung (Daniel Pfurtscheller) oder den »Verhandlungen zwischen Texten und Bildern« (Madlene Podewski). Unüberschaubar ist dabei ein zentrales Problem des interdisziplinären Austauschs: Nur wenige der Autorinnen und Autoren vermögen sich so weit von der zum Teil sehr speziellen Terminologie ihres Faches und des jeweils vertretenen Untersuchungsansatzes zu lösen, dass das Gemeinte ohne größere Mühe verständlich würde.

KONRAD DUSSEL, FORST

Geise, Stephanie / Birkner, Thomas / Arnold, Klaus / Löblich, Maria / Lobinger, Katharina (Hg.): *Historische Perspektiven auf den Iconic Turn*. Die Entwicklung der öffentlichen visuellen Kommunikation. Köln: von Halem 2016, 346 S.

Den »Iconic Turn« gibt es eigentlich nicht. Genauer gesagt: Die Hinwendung zum Visuellen findet sowohl innerhalb des Forschungsdiskurses als auch innerhalb der Medien- und Kommunikationsgeschichte nicht in einem singulären Moment statt, sondern in mehreren (Visualisierungs-) Schüben und vor dem je spezifischen Hintergrund sich wandelnder technologisch-medialer Möglichkeiten, Ausdruckspotentiale und Kommunikations- bzw. Erkenntnisinteressen. Dies machen die Herausgeberinnen und Herausgeber in der Einleitung ihres Bandes zur Entwicklung der öffentlichen visuellen Kommunikation deutlich, der einen gelungenen Beitrag zur Historisierung der »visuellen Durch-

dringung« unserer Kultur und Gesellschaft (vgl. S. 12) leistet.

Gemäß der Prämisse, dass die Entfaltung der visuellen Aspekte der Massenkommunikation als langfristiger historischer Prozess anzusehen ist, nimmt der Band die Entwicklung der visuellen Massenkommunikation vom Flugblatt bis zur modernen »Flut der Bilder« in den Blick. Untergliedert ist die Publikation in vier Hauptabschnitte. Im ersten Abschnitt zeichnen zwei grundlegende Beiträge die Entwicklungslinien auf dem Weg zur modernen visuellen Gesellschaft nach, während im zweiten Abschnitt anhand konkreter analytischer Schlaglichter verschiedene Formen und Funktionen öffentlicher visueller Kommunikation beleuchtet werden. Im Fokus stehen hier etwa das illustrierte Flugblatt als multimodales Kommunikationssystem der Frühen Neuzeit, Formen und Funktionszusammenhänge illustrierter Periodika seit dem 16. Jahrhundert sowie die Pressefotografie und die Herausbildung einer »visuellen Grammatik« im modernen Fotojournalismus. Auch am Beispiel des (politischen) Plakats wird die sich wandelnde Funktionalisierung visueller Kommunikationsmedien sehr luzide dargestellt.

Der dritte Abschnitt zur Rezeption und Reflexion öffentlicher visueller Kommunikation versammelt Beiträge zu Praktiken der Bedeutungskonstitution und medialen Selbstreferenzialität durch und im Umgang mit visuellen Medien. Hier rücken neben dem Bereich der »Popular Culture« am Beispiel des Mediums Comic auch Fragen nach dem historischen Wandel von Genrezuordnungen in den Fokus. Neue Perspektiven eröffnen nicht zuletzt die Beiträge zur Funktion von Medienkonvergenzen am Beispiel von Filmstandbildern in der Weimarer Publikumspresse und zur »subversiven« Funktionalisierung visueller Medien am Beispiel polnischer »Untergrundbriefmarken«. Abgeschlossen wird der Band durch zwei Überblicksbeiträge, die zugleich als Resümee und Ausblick auf weiterführende Fragen zu den Schnittbereichen von Kommunikationsgeschichte und Visueller Kommunikationsforschung dienen.

Insgesamt gelingt den Herausgeberinnen und Herausgebern ein ausgewogener, historisch wie systematisch fundierter Überblick, der die exemplarischen Fallanalysen und »Tiefenbohrungen« gelungen durch medien- und

kommunikationsgeschichtliche Längsschnitte flankiert. Eine wünschenswerte Ergänzung des durch zahlreiche Abbildungen auch visuell reichhaltigen Bandes wäre ein Register gewesen, das den Leserinnen und Lesern die Möglichkeit zur gezielten Erschließung der Beiträge über grundlegende Termini und medien- und kommunikationsgeschichtlich bedeutsame Sachbegriffe ermöglicht hätte.

NATALIA IGL, BAYREUTH

Simonson, Peter / Park, David W. (Hg.): *The International History of Communication Study*. New York: Routledge 2016, VIII, 527 S.

Die 23 Aufsätze dieses Bandes untersuchen die Entwicklung der kommunikationswissenschaftlichen Forschung in 23 Ländern bzw. Regionen von Europa Nord- und Lateinamerika, Asien und im Mittleren Osten. Zwei Beiträge behandeln mit der UNESCO (Ira Wagman) und der International Association for Media and Communication Research (Michael Meyen) transnationale Organisationen. Die Aufsätze sind durchweg ideengeschichtlich angelegt, besitzen aber unterschiedliche Qualität, was auch auf den jeweiligen disziplingeschichtlichen Forschungsstand zurückzuführen ist. Neben Überblicken über die Entwicklung in verschiedenen Ländern bzw. Ländergruppen und während unterschiedlicher historischer Perioden stehen z. T. sehr spezielle Fallstudien. Einige Beiträge bieten deshalb nichts Neues, weil sie bereits an anderen Stellen, z. T. mehrfach, veröffentlicht wurden. Es ist bemerkenswert, dass aus dem sozialwissenschaftlichen Verständnis auf das Formalobjekt »öffentliche Kommunikation«, dem die meisten Aufsätze folgen, die kommunikationshistorische Forschung nahezu ausgeblendet wird, als ob diese nicht mit sozialwissenschaftlichen Kategorien arbeitet. Man fragt sich jedenfalls, warum z. B. in dem instruktiven Beitrag über Skandinavien (Tore Slaata) die dortige namhafte pressehistorische Forschung ausgeblendet bleibt oder in die Gender-Fallstudie über vier deutsche und österreichische Kommunikationswissenschaftlerinnen der Nachkriegszeit (Martina Thiele) die Pressehistorikerinnen Margot Lindemann (1926–1991) und Else Bogel (1913–1974) nicht einbezogen wurden.

Ein Verdienst des Bandes besteht darin, dass er die Perspektive auf disziplinäre Forschungsentwicklungen und -richtungen in

hierzulande bislang wenig wahrgenommene Hemisphären (bspw. Afrika und der Mittlere Osten) öffnet. Verdienstvoll ist der Band auch insofern, als die Mehrzahl der Beiträge den transnationalen Theorie- und Methodentransfer herausarbeiten. Als Bindeglied für die sich nicht aufeinander beziehenden Aufsätze haben die beiden Herausgeber eine knappe, doch instruktive einführende Skizze für das Forschungsgebiet einer »international history of communication study« verfasst, die die Entwicklung von 1870 bis heute in vier Perioden gliedert. Ein theoretisches Konzept, Erkenntnisinteressen und Kategorien für dieses Forschungsgebiet haben Maria Löblich und Stefanie Averbek-Lietz ausgearbeitet. Beide Beiträge liefern eine erste Basis für das, was der Titel des Bandes zwar beansprucht, was aber erst noch eingelöst werden muss.

ARNULF KUTSCH, MÜNSTER

Koenen, Erik (Hg.): *Die Entdeckung der Kommunikationswissenschaft*. 100 Jahre kommunikationswissenschaftliche Fachtradition in Leipzig: Von der Zeitungskunde zur Kommunikations- und Medienwissenschaft. Köln: von Halem 2016, 285 S.

Im Jahr 1916 wurde in Leipzig mit dem Institut für Zeitungskunde das erste universitäre Institut dieser Art in Deutschland gegründet. Aus diesem Anlass blicken die Autoren des von Erik Koenen herausgegebenen Sammelbandes zurück auf 100 Jahre Leipziger kommunikationswissenschaftliche Fachtradition im historischen Kontext. Dieser hundertjährige Zeitraum lässt sich, das zeigen die Beiträge des Bandes, indes nur mit Mühe als zusammenhängende Geschichte einer Disziplin begreifen. Vor allem die politischen Umbrüche 1933 und nach 1945 prägten die Forschungs- und Lehrpraxis der Leipziger Zeitungswissenschaft entscheidend, aber auch die Wende zur Kommunikationswissenschaft als empirischer Sozialwissenschaft und die interdisziplinäre Ausrichtung nach 1989 sorgten dafür, dass das Leipziger Fach heute scheinbar wenig mit seinen Ursprüngen am Standort gemein hat.

Die Beiträge des Bandes reichen von den 1920er Jahren bis in die fachpolitischen Debatten der Gegenwart und wählen dabei unterschiedliche Bezugsrahmen. Zunächst betten Thomas Wiedemann und Michael Meyen

die Gründung des Leipziger Instituts durch den aus der Volkswirtschaft kommenden Emeritus Karl Bücher in diachroner Perspektive in die Entwicklung der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft in Europa ein, wobei sie zahlreiche historische Parallelen aufzeigen können. Dass damit der Leipziger Gründung eine Schlüsselrolle für die internationale Disziplingeschichte zukäme, lässt sich auf diesem Wege freilich nicht belegen. Präzise ordnet anschließend Arnulf Kutsch Karl Büchers Konzeption der Journalistenbildung in die damaligen Trends zur Umformung des Journalistenberufes in einen Expertenberuf ein und benennt insbesondere Entwicklungen in den Vereinigten Staaten und der Schweiz als direkte Vorbilder.

War das Leipziger Institut ursprünglich vor allem auf die Journalisten(aus)bildung hin orientiert, schildert Erik Koenen in seinem Beitrag den 1926 als Leiter berufenen Erich Everth als Pionier einer Verwissenschaftlichung des Faches, das sich dem Prozess öffentlicher Kommunikation als Erkenntnisgegenstand öffnete. Diese Phase währte aber nur bis zu Everths Zwangsemeritierung 1933. Die Zeit der Leipziger Zeitungswissenschaft unter der NS-Herrschaft beschreibt Jochen Jedraszcyk mit den Begriffen »Überformung«, »Instrumentalisierung« und »Ideologisierung«. Die komplexe und widersprüchliche Lage des Instituts wird damit indes nur undeutlich beschrieben. Die akademischen Traditionen der Weimarer Zeit brachen in Leipzig nicht ganz ab. Hans Amandus Münster vertrat als Nachfolger Everths eine auf den Wirkungsprozess öffentlicher Kommunikation ausgerichtete Fachperspektive, die mit ihrer multimedialen Orientierung fachpolitisch innerhalb der NS-Zeitungswissenschaft höchst umstritten war, sich aber gleichwohl in den Dienst des NS-Propagandaregimes stellte.

Jedraszcyks Diktum, mit der Etablierung einer sozialistischen Journalistik in Leipzig seit 1952 habe das Fach Publizistik *de facto* aufgehört zu existieren, widerspricht Michael Meyen in seinem Beitrag zur Zeit der DDR, indem er eine eigenständige ostdeutsche Wissenschaftsgeschichte einfordert. Er verweist darauf, dass der Fokus auf die Journalistenausbildung den Leipziger Ursprüngen nicht unähnlich war und dass auch zur Entwicklung des Faches in Westdeutschland eini-

ge Parallelen existierten. Im letzten Beitrag des Bandes zur Zeit nach 1989 liefert ebenfalls Meyen einen kritischen Rück- und Vor- ausblick auf das Leipziger Mehr-Säulen-Modell, das als richtungsweisend für die Kommunikationswissenschaft wahrgenommen, aber auch von den intrinsischen Problemen interdisziplinärer Wissenschaftsorganisationen geprägt wurde und wird.

Es erscheint nicht als Nachteil, dass sich die Beiträge des Bandes nicht zu einer homogenen Erzählung zusammenfügen. So verdeutlichen sie einerseits die Brüche und Wendungen der Fachgeschichte in Leipzig und darüber hinaus, andererseits auch die mögliche Vielfalt von Sichtweisen und methodischen Zugängen. BENNO NIETZEL, BIELEFELD

John, Matthias: *Die Anwälte Karl und Theodor Liebknecht*. Mit einer vollständigen Dokumentation ihrer Prozesse von 1900–1916. Berlin: trafo 2014, 268 S.

Der Mitbegründer der »Gruppe Internationale« innerhalb der SPD, aus der dann die Kommunistische Partei Deutschland hervorgehen sollte, Dr. Karl Liebknecht (1871–1919) hat sich nach seinem Jurastudium (Universitäten Leipzig und Berlin, mit Promotion in Berlin) und der Assessorprüfung in Deutschlands Hauptstadt als Rechtsanwalt niedergelassen (1899). Die Kanzlei führte er u. a. mit seinem Bruder Theodor (1870–1948). Die Rechtsanwaltskanzlei war die finanzielle Basis für Liebknechts politische Arbeit, weil der Bismarck'sche Reichstag erst ab 1906 geringe Diäten für die Abgeordneten zahlte.

Matthias John, der sich schon mehrfach mit Themen aus der Biographie von Karl Liebknecht befasst hat, war aufgefallen, dass über die Arbeit in der Rechtsanwaltskanzlei nicht geforscht und auch in der Literatur nichts berichtet wird. Dafür gibt es Gründe, weil Gerichtsakten Verfallsdaten haben und dann entsorgt werden; Handakten der Anwälte werden nach Abschluss der Prozesse fast immer an die Mandanten zurückgegeben und nach 1933 sind etwa noch verfügbare Akten in der Rechtsanwaltskanzlei durch die Nationalsozialisten beschlagnahmt und vernichtet worden. Es fehlt also an den Originalquellen.

Deshalb hat John eine neue Quellengattung herangezogen und ausgewertet, die sozial-

demokratischen Tageszeitungen, zumal aus Berlin und den Provinzen des Deutschen Reichs. In der Presse der Zeit wurde nämlich nicht nur Gerichtsprozesse angezeigt, sondern Anklageschriften, Plädoyers der Verteidiger, Urteile der Gerichte usw. in extenso abgedruckt. Das Ergebnis der Analyse kann sich sehen lassen. »Bisher konnten 218 Prozesse ermittelt werden an denen er eindeutig als Klagevertreter, Verteidiger, Angeklagter, Sachverständiger oder Zeuge beteiligt war.« (S. 26) In 23 weiteren Verfahren lässt sich nicht klären, ob Karl Liebnecht oder sein Bruder mitgewirkt haben, weil in der Presse der Vorname nicht aufscheint. Das Spektrum der Sujets ist sehr unterschiedlich. Es dominieren Pressverfahren, Vereins- und Versammlungssachen, Streik- und Koalitionsrechtssachen, aber auch Verstöße gegen die Polizeistunde (bei Gastwirten) u. a. In der anschließenden Dokumentation (S. 37–103) werden die Prozesse sämtlich kurz charakterisiert und ihr Ausgang dargestellt. Den Abschluss bilden Dokumente zu ausgewählten, wichtige, vor allem politischen Prozessen (S. 103–215).

Matthias John hat gezeigt, dass man in den überlieferten historischen Quellen erfolgreich Lücken schließen kann, wenn man die Arbeit nicht scheut, tausende von Zeitungseiten durchzusehen und sich in das jeweilige zeittypische Layout einzuarbeiten. Das ist nur möglich, wenn man die Standorte der Archive mit den Zeitungoriginalen, die zu erheblichen Teilen nicht in der Zeitschriftendatenbank enthalten sind, kennt und wenn man sich hunderte von Mikrofilmen, die im Bestandsverzeichnis des Mikrofilmarchivs nachgewiesen sind, über den auswärtigen Leihverkehr zu beschaffenden bereit ist. Dann lassen sich die Gemeinplätze über Karl Liebnechts Tätigkeit als Rechtsanwalt auch substantiell auffüllen, wofür man dem Autor dankbar sein sollte.

HANS BOHRMANN, DORTMUND

Kuchler, Christian / Städter, Benjamin (Hg.): *Zeitungen von gestern für das Lernen von morgen? Historische Tagespresse im Geschichtsunterricht*. Göttingen: V&R unipress 2016, 216 S.

Der Sammelband dokumentiert die Vorträge einer Tagung (Aachen 2014), die vom Lehr- und Forschungsbereich »Didaktik der Gesellschaftswissenschaften« der RWTH Aachen konzipiert wurde. Den insgesamt 13

Beiträgen ist eine kurze Einleitung der beiden Herausgeber vorangestellt, in der nach der Relevanz des Mediums Zeitung für das historische Lernen gefragt wird. Hierbei plädieren Kuchler und Städter für eine umsichtige »Medienkompetenz«-Ausbildung durch Integrierung von Nachrichtenmedien in die (Hoch-)Schullehre: »In der Arbeit mit historischen Zeitungen bilden die Lernenden ein tieferes Verständnis für die Unterschiedlichkeit medialer Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart aus« (S. 8). Nach diesem Appell für eine Bewusstseinsbildung der historischen Bedingtheit von Kommunikationssituationen und -prozessen folgen die eigentlichen thematischen Einleitungen des Bandes von Frank Bösch und Christian Kuchler. Bösch baut auf seine medienhistorischen Studien auf und plädiert abermals für eine umsichtige Verortung jeder historischen Analyse von Kommunikationssituationen. Böschs Worte lassen sich als Spitze gegenüber einer Kommunikationswissenschaft lesen, die fast ausschließlich gegenwartsorientiert und oftmals scheuklappenartig inhaltsfokussiert arbeitet. In Kuchlers Beitrag wird »das Medium Zeitung« als geschichtsdidaktische Quelle fokussiert und Forschungsstände und -trends im Bereich des historischen Lernens erwähnt. Auffällig ist hier bereits, dass sowohl Kuchler als auch der von ihm skizzierte didaktische Diskurs sich eigentlich nur mit »Tagespresse« des 19. und 20. Jahrhunderts beschäftigen. In den folgenden 11 Beiträgen, die in unterschiedlicher Stringenz und Qualität nach Potenzialen und Einsatzmöglichkeiten von historischen Nachrichtenmedien im Unterricht fragen, werden Lehrpraktiken ausgelotet. Der Band ist anregend für Historiker, weil er die oft anzutreffende Praxis, Nachrichtenartikel nahezu kontextlos zu Belegzwecken zu benutzen, kritisch überdenken lässt. In der didaktischen Perspektive kristallisiert sich die Quellennutzung von Nachrichtenmedien und ihrer Kontexte nämlich deutlich hervor. Zugleich hat der Band ein großes historisches Manko: handgeschriebene Zeitungen des 16. Jahrhunderts und gedruckte Zeitungen des 17. und 18. Jahrhunderts, die in den letzten Jahren eine enorme Forschungs- und Digitalisierungsaktivität erlebt haben, werden – mit Ausnahme von Frank Bösch – nicht thematisiert. Zudem scheint ein Ver-

ständnis von nicht-periodischen Zeitungen – das Wort Zeitung bedeutet ursprünglich »Nachricht« – sich noch nicht in der Didaktik behaupten zu können. Zur Geschichte des Nachrichtenwesens gehören akzidentiell erscheinende Formate der Flugpublizistik selbstverständlich und grundlegend hinzu.

DANIEL BELLINGRADT, ERLANGEN

Enzenbach, Isabel (Hg.): *Angezettelt*. Antisemitische und rassistische Aufkleber von 1880 bis heute. Berlin: Deutsches Historisches Museum 2016, 266 S.

Der kleine Band erschien anlässlich der gleichnamigen Ausstellung, einer Kooperation zwischen dem Deutschen Historischen Museum und dem Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin, die zwischen dem 20. April und 31. Juli 2016 zu sehen war. Der Begleitband setzt sich aus sieben Essays und den Ausstellungstafeln zusammen; mit 135 Darstellungen ist er reich bebildert. Als Quellenfundus sind hervorzuheben: Die Sammlung von Wolfgang Haney, die aus antisemitischen Vignetten seit der Gründung des Deutschen Kaiserreiches besteht; jene von Irmela Mensah-Schramm, die sich aus über 71.000 menschenfeindlichen Klebezetteln zusammensetzt – von der Aktivistin in einem über 30 Jahre währenden Akt der Zivilcourage aus der Öffentlichkeit entfernt.

Von besonderer Bedeutung für die Kommunikationsgeschichte ist die Feststellung von Isabel Enzenbach im ersten, die Ausstellung vorstellenden Essay: Ein Standardwerk über Aufkleber existiert nicht. Die Brisanz der Klebezettel resultiere daraus, dass sie »verdichtete Spuren gesellschaftlicher Dynamiken« repräsentieren und befeuern. Große Stückzahlen mit eigenem Motiv seien heutzutage zu einem geringen Preis erwerblich. Insgesamt hätte der Leser gerne mehr über die historische Entwicklung der Preise und Auflagezahlen von Aufklebern erfahren. Das Fehlen dieser Informationen bestärkt den Ruf nach Grundlagenforschungen auf dem Gebiet.

Den Quellenwert von Aufklebern für die Kommunikations- und Kulturgeschichte belegen auch die weiteren Essays. Sie thematisieren: den Werdegang der antisemitischen Propagandamarken (1880 bis heute; Werner Bergmann), lebensweltliche Manifestationen des kleinformatigen Antisemitismus auf Lie-

beschriften (um 1920; Stefanie Schüler-Springorum) und der Wurstbänderole (Stigmatisierung im Wirtschaftsleben, 1930–1938; Christoph Kreuzmüller), die »kolonialrevisionistische Mythenproduktion« einer einzelnen Vignette (um 1935; Felix Axster), schließlich Aufkleber und Gewalt der Rechtsextremen (1945 bis heute; Cordelia Heß et al.).

Dank des Essays von Irmela von der Lüche kommt auch dem jüdischen Abwehrkampf im Kleinformat größere Beachtung zu Teil. Der älteste in ihrem Beitrag abgebildete Klebezettel stammt aus der Zeit um 1900 und wurde vom Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens verbreitet (S. 97). Die Stoßrichtung der oftmals ironisch-vernunftorientierten Botschaften beschreibt von der Lüche präzise: »das befreiende Lachen« (S. 101).

Weder die Ausstellung noch der Begleitband gehen explizit auf die antizionistische Propaganda der extremen Linken ein. Menschenfeindliche Aufkleber lassen sich auch in diesem politischen Spektrum finden. Gedruckt auf einem zeitgenössischen Aufkleber ruft etwa der Slogan »Gegen Apartheid – gestern Südafrika, heute Israel – Boykottiert Israel« die Schrecken der nationalsozialistischen Boykottkampagnen wach.

Wie soll man mit der Aufkleber gewordenen Menschenfeindlichkeit umgehen? Als Museum kann man, wie hier eindrucksvoll zu sehen ist, antisemitische und rassistische Aufkleber ausstellen, sie dort diskutieren, kommentieren und demaskieren, einen Begleitband herausgeben, der sowohl für die Fachöffentlichkeit als auch für den interessierten Laien ansprechend gestaltete, lesenswerte Beiträge bereithält. SIMON SAX, BREMEN

Später, Jörg: *Siegfried Kracauer*. Eine Biographie. Berlin: Suhrkamp 2016, 744 S.

Diese erste große Biographie Siegfried Kracauers bietet auch demjenigen Leser eine fesselnde Lektüre, der mit dem philosophischen Quartett weniger vertraut ist, zu dem neben Kracauer Adorno, Benjamin und Bloch gehörten und das geprägt war zwar auch von freundschaftlichen Beziehungen und Diskussionen, wohl aber mehr noch von eifersüchtelnden Animositäten und narzistischen Attitüden. Kracauer beginnt seine berufliche Laufbahn als Architekt, um dann Redakteur der »Frankfurter Zeitung« zu werden, die ihn

1933 entlässt. Schon in der Emigration beginnt er zunächst in Paris, später in den USA seine filmtheoretischen Studien, die grundlegend für die Filmgeschichte und frühe Filmwissenschaft werden. Mühsam schlägt Kracauer sich in Paris durch, die Filmkritiken in Schweizer Zeitungen erleichtern kaum das Emigrantenlos mit der ständigen Sorge um die Existenz. Hinzu kommen, von Später eindrücklich geschildert, die Sorgen von Mutter und Tante, die in Frankfurt a.M. unter den zunehmenden Repressionen gegen die jüdische Bevölkerung leiden. Nachdem Kracauer in letzter Sekunde die rettende Flucht über Spanien und Lissabon in die USA gelingt, folgen über viele Jahre zahllose, oft nur kurzfristige Stipendien und Forschungsaufträge. Kracauer profitiert, wenn auch in bescheidenem Maße, davon, dass die Projekte der medialen Kommunikationsforschung mit Kriegsbeginn eine ganz neue und dringliche Bedeutung erhalten. Jetzt wird Kracauers Forschungsfeld die Filmpropaganda, er ist eingebunden in die Debatten über das Wesen des Nationalsozialismus. Prämisse seiner Studien, die er von Beginn an ausschließlich nur noch in englischer Sprache verfasste, ist, dass die Macht der Propaganda Grenzen habe, die von der militärischen Wirklichkeit gezogen seien; ein tröstlicher Gedanke war seine Hoffnung, dass mit der Niederlage der deutschen Armee der ganze braune Spuk sein Ende finden würde. Wenig erfolgreich waren Kracauers Bemühungen, in den USA auch journalistisch Fuß zu fassen, »die furchtbaren Fluchtjahre [hatten] offenbar tiefe Spuren hinterlassen, unter anderem die, dass der einstige Spottvogel wie der vom Himmel gestürzte Ariel seinen bissigen Humor eingebüßt hatte« (S. 466). Das ständige »Getue, Gerenne und Gemache« um das tägliche Brot sorgte dafür, »dass die Jahre der freien Existenz keine guten Jahre waren«, sondern ein einziger Albtraum (S. 475). Kracauer gehört zu jenen vertriebenen jüdischen Wissenschaftlern, die um die verlorene humanistische Kultur trauerten, an die sich gerade die deutschen Juden geklammert hatten. Sie wirkte in ihnen allen fort (S. 509). Wissenschaftlich kam Kracauer in den USA voran und betrat mit einer Filmästhetik Neuland, die er als Kulturwissenschaft mit philosophischer Grundierung konzipierte (S. 482). Mit Rudolf Arnheim teilte er die Überzeugung, auch die Kunst habe die

Aufgabe, die Menschen über das Wesen ihrer Existenz aufzuklären (S. 482). Sein Ziel war eine Darstellung zur Filmgeschichte, die den Film als paradigmatischen Modus von Welterfahrung beleuchtet (S. 484). Er ist überzeugt, dass nur im Spiegel des Films die Reflexion von Ereignissen möglich ist, die den Menschen versteinern würden, träfe er sie im wirklichen Leben an (S. 535).

Nach dem Krieg dauert es lange, bis Kracauer und seine Frau Elisabeth dem »Land der Brandasche« (S. 493) einen Besuch abstatteten, man ließ sich berichten, man treffe »da und dort einen anständigen Menschen und viele, allzu viele, die so tun, als wären sie es gewesen« (S. 493). Deprimierend sind angesichts des Fehlens jeder Alterssicherung und des Verlustes von einst erworbenen Rentenansprüchen die Erfahrungen mit nazistischen Beamten der Wiedergutmachungsbehörden, die lustvoll ihre alt-neue Macht ausleben. Kracauer konstatiert eine weit verbreitete Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der Geflüchteten – von Empathie keine Rede (S. 523). Kurz vor seinem Tod erhielt er eine Rückerstattung seiner »Auswanderungskosten« (S. 516)!

Eindringlich zeigt die Biographie, welch' kultureller und geistiger Reichtum aus Deutschland vertrieben wurde. Angesichts des heutigen Verlustes der deutschen Sprache in den meisten Wissenschaften ist der Einwand Adornos gegen Kracauers ausschließlichen Gebrauch des Englischen beachtenswert, dass nämlich das »Entscheidende, was unsereiner zu sagen hat«, nur auf Deutsch gesagt werden könne, denn im Ernst und mit ganzer Verantwortlichkeit vermöge man sich nur in der Sprache auszudrücken, »in der, wie sehr auch verschüttet, alle Assoziationen der Kindheit bereit liegen« (S. 559). Besonders sympathisch ist dem Rezensenten die Einsicht Kracauers, wie wichtig in jeder Geschichtsschreibung die persönliche Einstellung und das Temperament des Historikers bei der Darstellung der Vergangenheit ist (S. 578). Die gelungene Biographie ist die späte Würdigung eines großen Wissenschaftlers.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Leiskau, Katja / Rössler, Patrick / Trabert, Susann (Hg.): *Deutsche illustrierte Presse. Journalismus und visuelle Kultur in der Weimarer*

Republik. Baden-Baden: Nomos 2016, S. 469.

Die Erforschung des Bildes hat Konjunktur, führte aber bisweilen zu einer einseitigen Konzentration auf das Bild als solches. Der Sammelband von Katja Leiskau, Patrick Rössler und Susann Trabert wählt hier einen anderen Ansatz und verfolgt die Bilder bis hin zu ihrem Publikationsort zurück. Es stehen nicht die »Bildikonen« im Mittelpunkt, sondern das alltägliche Bild in den tausendfach, zehntausendfach und hunderttausendfach produzierten und verkauften Magazinen, Illustrierten und illustrierten Beilagen der Weimarer Republik.

Hervorgegangen ist der Sammelband aus einer Tagung zum Abschluss des DFG geförderten Projekts »Deutschsprachige illustrierte Magazine der klassischen Moderne«, dessen Ergebnisse unter der Internetadresse www.illustrierte-presse.de zu besichtigen sind. Die Herkunft des Sammelbandes zeigt sich in einer ansteckenden Begeisterung für das faszinierende Material und in den qualitativ guten Abbildungen, aber auch darin, dass das »Magazin« zu dem Bildmedium der 20er Jahre erklärt wird.

Leider müssen sich Leserin und Leser die Positionierung in der Forschung und die Zielsetzung selbst erschließen. Gemeinsame Themen und Ansatzpunkte schälen sich aber in der Lektüre heraus. Entgegen den Setzungen der Einleitung betonen mehrere Beiträge die lange Vorgeschichte des massenhaft verbreiteten Bildes seit dem 19. Jahrhundert. Alle Aufsätze unterstreichen mit ihren Analysen, dass ein Bild nicht für sich steht, sondern dass es um das jeweilige Medium als Ganzes und das Zusammenspiel der Bildmedien miteinander gehen muss. Mehrere Artikel wenden sich den Bildmotiven zu, die wir als typisch für die Kultur von Weimar identifizieren, auch die Frage nach der Segregation durch Medien wird immer wieder aufgegriffen, schon wenn etwa darauf hingewiesen wird, dass gerade die »Magazine« für viele kaum erschwinglich waren. Nicht zuletzt blättert der Sammelband die Vielfalt der Bildmedien zu der Zeit auf, wenn das Künstlermagazin »a bis z« oder die populärwissenschaftliche »Koralle« vorgestellt werden, aber vor allem indem die illustrierten Beilagen zu den Zeitungen in den Blick kommen, die Zeitgenossen ob ihrer großen Zahl als »Seuche« verdammt.

Insgesamt legen die Herausgeberinnen

und der Herausgeber einen auch methodisch spannenden Sammelband vor. Er zeichnet sich dadurch aus, dass die Beiträge manchen ersten Blick in den »grauen Alltag« der Bildproduktion in der Weimarer Republik erlauben, wo sich kommunikationshistorische Studien bisher oft von der Fassade der »Goldenen Zwanziger« haben blenden lassen.

PATRICK MERZIGER, LEIPZIG

Orth, Karin: *Die NS-Vertreibung der jüdischen Gelehrten*. Die Politik der Deutschen Forschungsgemeinschaft und die Reaktionen der Betroffenen. Göttingen: Wallstein 2016, 480 S.

Fraglos ist es bis heute so, dass die DFG zu den wichtigsten Akteuren des wissenschaftlichen Feldes gehört und durch sie in hohem Maße Entscheidungen über Forschungsschwerpunkte und Forschungsausrichtungen mitverantwortet werden. Alles Exzellenzgeschwätz wäre ohne sie nicht zielführend. Ihre Förderpolitik ist zugleich auch wesentlicher Ausdruck, nicht nur der in der wissenschaftlichen Gemeinschaft vorherrschenden wissenschaftlichen, sondern auch der weltanschaulichen Vorstellungen und Überzeugungen. Würden große Teile der zeitgenössischen Wissenschaftler diese These vielleicht auch ablehnen wollen, so kann bei einer historischen Betrachtung keinerlei Zweifel daran bestehen, dass sie eine Tatsache ist, die in der Weimarer Republik für die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft ebenso gilt wie ab 1929 für die Deutsche Gemeinschaft zur Erhaltung und Förderung der Forschung, kurz Forschungsgemeinschaft, und ab 1949 dann ebenfalls für die wiedergegründete Notgemeinschaft. Es charakterisiert sodann auch ab 1951 die Deutsche Forschungsgemeinschaft wie die deutsche Wissenschaftlergemeinschaft in ihrer übergroßen Mehrheit, dass fast der letzte Schüler von nationalsozialistischen Lehrern verstorben sein musste, bis es sieben Jahrzehnte nach 1945 zu einer ersten systematischen Studie – eine Freiburger Habilitationsschrift – zum Umgang der deutschen Wissenschaftsorganisation mit jüdischen bzw. als »nichtarisch« bezeichneten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern kommen konnte. Die Studie Karin Orths endet mit einer Liste ermordeter Wissenschaftler, die in DFG-Gremien tätig waren, gewidmet ist sie den Gelehrten, die wäh-

rend des Nationalsozialismus von ihren Kollegen aus den Universitäten gejagt wurden.

Der erste Teil der Arbeit widmet sich der Notgemeinschaft bis 1933. Die Ergebnisse lassen keinen Zweifel daran, dass in den DFG-Gremien weit weniger jüdische Wissenschaftler präsent waren als an den Universitäten. Zu Recht wird betont, dass wer in der Weimarer Republik jüdisch war, politisch links stand, gar demokratisch engagiert war oder auch nur liberal, wenig Chancen hatte, in die Spitzengremien der Forschungsgemeinschaft aufzusteigen, denn hier galt noch ein wenig ausgeprägter als unter den deutschen Wissenschaftlern oder gar Studenten, dass man in der großen Mehrheit antidemokratisch und antirepublikanisch eingestellt war, mindestens nationalistisch-konservativ und nicht selten antisemitisch dachte. Für 1933 analysiert die Autorin ein Verhalten, das exakt diesem Denken entsprach. In der DFG wie in den Universitäten wurde die Vertreibung der verfeimten Kollegen aktiv gefördert, bestenfalls mit bleiernem Schweigen begleitet, Solidarität war extrem selten. DFG-Präsident Schmitt-Ott, der noch in seinen Erinnerungen 1952 von dem Mitbegründer der Notgemeinschaft, dem Nobelpreisträger Fritz Haber als dem einzigen »Nichtarier unter uns« und von Spannungen sprach, die »wohl auch auf Rassenunterschieden« beruhten, ließ seine Mitarbeiter im Frühjahr 1933 rassisch überprüfen und entließ am 12. Mai 1933 die einzige als »nichtarisch« identifizierte Mitarbeiterin. Der Präsident und der engste Kreis der Geschäftsstelle sorgte aus eigenem Ermessen und in vorausseilendem Gehorsam für die Einstellung jeglicher Förderung jüdischer Wissenschaftler, eine Praxis, die man sich nachträglich ministeriell legitimieren ließ. Auch in Hinsicht auf sogenannte Halbjuden verhielt die DFG sich bereits vor ministeriellen Regelungen restriktiv. Orth spricht von Selbstgleichschaltung, 1933 habe weder in der politischen Überzeugung noch in der Förderpolitik ein grundsätzlicher Dissens zu den neuen Machthabern bestanden. In der Begrüßung der »nationalen Revolution« war die bildungsbürgerliche Elite sich weitgehend einig. Freiheit der Wissenschaft, Internationalität und Universalität wurden ersetzt durch rassistische Kriterien (S. 95).

Angesichts der Bedeutung des Themas mag man an der Arbeit nicht recht Kritik

üben, denn über ihr Verdienst besteht kein Zweifel. Besonders im ersten Teil wünschte man sich beim Lesen, dass die Erzählung ein wenig sparsamer im Gelehrtenhabitus abgefasst worden wäre und stattdessen ein etwas von der Lebendigkeit und Anschaulichkeit hätte, die die Kritik beispielsweise eines Julius Moses an der Notgemeinschaft mit ihrer oft grotesken, politisch-weltanschaulich motivierten und auf deutsche Dominanz in Europa ausgerichteten Förderungspolitik ausgezeichnet hat und die eine große publizistische Debatte provozierte. Hier fällt auf, dass Moses zwar mehrfach erwähnt wird (etwa S. 44f. oder S. 50), er im Verzeichnis der Quellen und Literatur aber völlig fehlt. In diesem Zusammenhang ist in einem Buch, in dem hunderte von Personen eine Rolle spielen, das Fehlen eines Registers eine kaum verzeihliche Zumutung. Lebendiger und immer wieder spannend – zugleich ein wichtiges Denkmal für die Verfolgten – sind im zweiten, mit weit mehr als 200 Druckseiten weit größeren Teil die biographischen Annäherungen, die die Reaktionen der vertriebenen Gelehrten rekonstruieren. Es sind anrührende Schicksale, zu deren Vergegenwärtigung die Autorin mit ihren Schilderungen sorgt. Höchst interessant auch die Vergleiche, die Vertriebenen zwischen der deutschen und der englisch-amerikanischen Wissenschaftskultur zogen. Der Philosoph und zeitweilige Vizepräsident des Leo-Baeck-Instituts realisierte beim Übersetzen seiner Bücher ins Englische, dass es in Deutschland einen professoralen Stil gäbe, den man im Englischen nicht kenne, wo man infolgedessen »auf metaphysisches Schwafeln« verzichten und »knapper, klarer, verständlicher« formulieren müsse, wolle man gehört werden.

Der dritte Teil der Studie endlich untersucht die Vergangenheitspolitik der DFG nach 1945, zu der mindestens zwei Wissenschaftler-Generationen nach 1945 auch dieses dankenswerte von der DFG geförderte Buch gehört, auch wenn der Satz schwerfällt, dass es nie zu spät sei, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. Weder die Bonner Notgemeinschaft noch die neue Forschungsgemeinschaft bekannten sich offiziell für die von ihnen mitverantworteten Verbrechen, wie dies Lisa Meitner von ihren einstigen so unkollegialen Kollegen gefordert hatte. Nie gab

es einen Fonds, aus dem durch Forschungsförderung etwas hätte gutgemacht werden können, nie ein Gastwissenschaftlerprogramm, mit dem die Vertriebenen in ihre ungastliche Heimat hätten eingeladen werden können.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Plöckinger, Othmar (Hg.): *Schlüsseldokumente zur internationalen Rezeption von »Mein Kampf«*. Stuttgart: Steiner 2016, 174 S.

Nachdem der Herausgeber in derselben Buchreihe vor einem Jahr bereits eine umfangreiche Quellensammlung zur Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte von Adolf Hitlers notorischer Programmschrift »Mein Kampf« herausgegeben hatte, liegt mit dem nun erschienenen Band eine unstrittig wichtige Ergänzung der Quellensammlung vor.

Hier werden nun zwei weiteren Quellen veröffentlicht, die zur Drucklegung des vorherigen Bandes noch nicht vorlagen. Dass sich Herausgeber und Verlag nun entschlossen haben, für diese beiden zusammen etwa 160 Seiten umfassenden Dokumente eine eigenständige Veröffentlichung vorzulegen, unterstreicht hinlänglich die Bedeutung, die beiden Texten zuzumessen ist.

Es handelt sich zum einen um eine sich auf »Mein Kampf« beziehende, letztlich aber darüber hinausgreifende Analyse der NS-Ideologie von Grigori Sinowjew, die das vormalige Mitglied des Politbüros der KPdSU Anfang der 1930er-Jahre und mithin kurz vor seiner Ermordung in den stalinistischen Säuberungen verfasste. Zum anderen enthält der Band eine Analyse aus dem engeren politischen Umfeld Papst Pius XI.

Wer den Band zur Hand nimmt, weil er sich von der Lektüre ein besseres Verständnis der NS-Ideologie verspricht, wird nur bedingt fündig werden. Dagegen eröffnet die Lektüre der beiden umfangreichen Quellen jeweils ein profundes Verständnis der ideologischen beziehungsweise theologischen Fundamente, auf denen die Rezeption des Nationalsozialismus einerseits aus Sicht der Faschismustheorie der Komintern andererseits aus Sicht der Kurie erfolgte.

Dabei treten gerade bei einer synoptischen Lektüre beider Text die jeweiligen Blindstellen der Verfasser bei ihrer Auseinandersetzung mit der NS-Ideologie deutlich zutage. So blendet Sinowjew die handlungs-

leitende Macht des Antisemitismus und Rassismus für die Politik des Nationalsozialismus vollständig aus. Gefangen in den Denkschemata der Faschismustheorie der Komintern bemüht er als Erklärung für das Erstarken des Nationalsozialismus ein ums andere Mal die »sozialfaschistische« Ausrichtung der SPD. Dagegen konzentrierte sich die interne Auseinandersetzung des katholischen Klerus mit dem Nationalsozialismus vor allem auf die Frage, inwieweit sich dessen rassenpolitische Lehren mit der Schöpfungsgeschichte verträgen, ohne die konkreten Auswirkungen der Politik hinreichend in den Blick zu nehmen.

DANIEL MÜHLENFELD, MÜLHEIM/RUHR

Witamwas, Birgit: *Geklebte NS-Propaganda. Verführung und Manipulation durch das Plakat*. Berlin: De Gruyter 2016, 292 S.

Die Verfasserin möchte mit ihrer Quellenauswahl das NS-Plakat, das angeblich »lange Zeit auf den historischen Quellenwert beschränkt blieb, mit den Methoden der kunsthistorischen Forschung betrachte[n]« und die Frage beantworten, mit welchen »ästhetisch-formalen Mitteln die NS-Ideologie verbreitet wurde« (S. 13). Sie bezieht die Weimarer Republik mit ein, konzentriert sich auf Hitler-Plakate Ludwig Hohlweins und »anderer NS-Künstler« – zu ihnen rechnet sie aber nur noch drei: Felix Albrecht, Richard Klein und Hans Schweitzer.

Die Drucklegung der von der Universität Graz angenommenen Dissertation wurde von mehreren Seiten finanziell gefördert. Farbige Abbildungen von hoher Qualität befinden sich im 64-seitigen »Bildteil«. Die »Doktormutter Aulinger« – so die Autorin – erklärt im Vorwort, das Buch zeige »aus der Perspektive und mit den Methoden der Kunstgeschichte [...] das zeitlose Manipulationspotential ästhetischer Mittel [...] Bedrohung, Verdammung, Versprechen und Verführung durch das Bild« und betont ebenso wie die Autorin die »Strategie der Verführung« durch das Regime (S. 12). Diese konzeptionell-thematische Enge signalisiert bereits der Titel, in dem Publikum und Rezeptionsgeschichte unerwähnt bleiben.

Unter »geklebter Propaganda« wären zumindest noch die »Parolen der Woche«, die ebenso millionenfach verbreiteten Briefmarkenserien und dabei insbesondere der Anteil bewusst gekaufter, zumeist durch Aufschläge

verteuerten Sondermarken zu subsumieren gewesen. Ihre propagandistische Ikonographie ist von hoher Bedeutung. Ihre Einbeziehung in den Quellenbestand hätte, wie es die zwei-bändige Veröffentlichung zur NS-Propaganda (2014) zeigt, die Autorin dazu anregen können, die Adressatenperspektive und Wirkungsanalyse nicht nur marginal zu berücksichtigen. Die zwar geringe, aber doch nicht gering einzuschätzende Lenkungs-kompetenz des Publikums auf dem Feld der öffentlichen Kommunikation (Propagandakommunikation) kulminierte zwar selten in einem spektakulären Oponieren, konnte aber sehr wohl durch Auswählen, Aussondern und Ausweichen wirken.

In ihrer »Schlussbetrachtung« (S. 194–197) meint die Verfasserin, sie habe »die Genese der nationalsozialistischen Plakatkunst« und den »Transport« der NS-Weltanschauung »zur nationalen »Imagepflege« erforscht, die »historischen Ereignisse mit den bildlichen Parametern in stilistische Zusammenhänge« gebracht, bei den Fotografien die Suggestion eines Realbezugs und die herausragende »visuelle Inszenierung von Adolf Hitler« entdeckt, den »Beginn des 2. Weltkriegs« als Zäsur in der Darstellungsweise und »das verführerische und manipulative Potential der NS-Plakatwelt« erkannt. Die intendierte »Genese der nationalsozialistischen Plakatkunst« wird nicht geboten; dafür reichen bereits die zumeist bekannten Abbildungen und die Konzentration auf vier Zeichner nicht aus. Auch aus der Selbsteinschätzung geht nicht hervor, worin der Gewinn dieser kunsthistorischen Untersuchung für die Geschichts-, Sozial- und Kulturwissenschaften liegen könnte. Allzu sehr bleibt die »Betrachtung« ausgewählter Plakate hinter den Erkenntnissen der medien- und kommunikationshistorischen Forschung zurück. Weiterführend wären ein gruppenbiographischer Ansatz gewesen, die Einbeziehung des engeren Medienspektrums rund um das Plakat und die vertiefende Analyse von ergiebig erscheinenden Beobachtungen, wie die Ähnlichkeit von Zeichenstilen zwischen NS-Künstlern und Persönlichkeiten wie Käthe Kollwitz (S. 69).

BERND SÖSEMANN, BERLIN

Starkulla, Heinz jr.: *Propaganda. Begriffe, Typen, Phänomene*. Baden-Baden: Nomos 2015, 334 S.

Der Band, eingeleitet vom Münchner Zeitungswissenschaftler Hans Wagner, um-

fasst Teile der Habilitationsschrift sowie eine Reihe von Seminarpapieren von Heinz W. Starkulla, der ebenfalls an der Ludwig-Maximilians-Universität München Zeitungswissenschaften lehrte bzw. lehrt.

Die Studie will nichts Geringeres liefern als eine abschließende Wertung und Würdigung des Phänomens und Begriffes Propaganda im 20. Jahrhundert. Dabei hält der Verfasser der arrivierten, begriffsgeschichtlichen Forschung wiederholt vor, just in diesem Zeitraum die notwendige Trennschärfe vermissen zu lassen. Allerdings gelingt es auch ihm nicht, die selbst formulierten Postulate einzulösen – im Gegenteil.

Denn Starkulla breitet ein propagandahistorisches Panorama aus, das sich etwa bei der Analyse der Bedeutung von Propaganda für den Ausgang des Ersten Weltkriegs auf teilweise diskussionswürdige Textgrundlagen stützt. Insofern reproduziert er dabei einen Kenntnisstand, der sich im Wesentlichen mit den zeitgenössischen Meinungen der von Erich Ludendorff exemplarisch verkörperten reaktionären politischen Rechten deckt. Zu kritisieren ist hier vor allem, dass der Autor sich die zeitgenössische Pamphletistik und Memoirenliteratur ohne hinreichende historische Quellenkritik zu Eigen macht (z.B. S. 127f. oder 139). Gleichzeitig wird auch die Wirkmächtigkeit insbesondere der englischen Feindpropaganda im Ersten Weltkrieg nicht analytisch hergeleitet, sondern vorausgesetzt.

Einen ähnlichen Mangel an analytischer Distanz zum Forschungsgegenstand offenbart der Autor beim Umgang mit einschlägigem NS-Schrifttum: So werden die programmatischen Aussagen von Akteuren aus dem Propagandaapparat zu Intention und Wirkungsweise ihrer Arbeit weitgehend unhinterfragt referiert. Neue Erkenntnisse über den Untersuchungsgegenstand sind so indessen nicht zu gewinnen.

An anderer Stelle mahnt Starkulla durchaus selbst einen reflektierten Umgang mit Propagandaquellen an – allerdings anhand eines irritierenden Beispiels: Er springt nämlich dem Historiker Joachim Hoffmann zur Seite, dessen Studie »Stalins Vernichtungskrieg« (1995) sich in rechtsradikalen Kreisen immer noch einiger Popularität erfreut. Starkulla wirft der wissenschaftlichen Kritik an Hoffmanns revisionistischen Spekulationen Voreingenom-

menheit vor. Sie sei der Propaganda des stalinistischen Regimes aufgefressen und habe deshalb einseitig die sowjetische Sicht auf den Zweiten Weltkrieg vertreten (S. 124).

Angesichts solch grundlegender Probleme muss man festhalten, dass die vorliegende Arbeit gegenüber früheren historiographischen Untersuchungen keinen Erkenntnisfortschritt bietet und eher einen Rückschritt in vergangene, aber wohl doch noch gegenwärtige Zeiten darstellt.

DANIEL MÜHLENFELD, MÜLHEIM/RUHR

Valentin, Sonja: *»Steine in Hitlers Fenster«. Thomas Manns Radiosendungen »Deutsche Hörer!« 1940–1945*. 2. Aufl. Göttingen: Wallstein 2016, 335 S.

Etlche Male schon ist die Rolle von Thomas Mann und sein Beitrag im Kampf gegen das »Dritte Reich« und zur Überwindung des Nationalsozialismus dargestellt worden. Im Mittelpunkt von Aufsätzen, Monographien und Dokumentationen standen seine 58 Rundfunksendungen, ausgestrahlt während des Zweiten Weltkriegs über die Sender des britischen Rundfunks, der BBC. Ausführlich wurde dabei auch über die technischen Rahmenbedingungen informiert – die Übermittlung von Manns geschriebenen, zunächst von anderen verlesenen, später aber auch von ihm selbst gesprochenen Texten, die von Kalifornien aus, über New York nach London gelangten.

Damit befasst sich auch Sonja Valentin und bietet damit wirklich nichts Neues. Neu in ihrem Buch ist hingegen auf mehr als 150 Seiten, aufgeteilt in ein längeres und etwas kürzeres Kapitel, die ausführliche Analyse jeder einzelnen Rede, eingebettet in deren Datierung an Hand von Thomas Manns Tagebuch, mit einer ausführlichen Inhaltsangabe und in den Fußnoten enthaltenen, auf politische Zusammenhänge eingehenden Hinweisen. Wie auch andere Untersuchungen von Manns Radioreden eher pauschal herausgearbeitet hatten, konnte der Literaturnobelpreisträger wegen seines hohen Bekanntheitsgrades ohne Vorgabe britischer Instanzen eine Vielfalt meist aktueller Themen aufgreifen. Er schlüpfte dabei in verschiedene Rollen: in die des Agitators und Polemikers, des Analytikers und Aufklärers, des Anklägers und Warners, des Trösters und Visionärs.

Mann war nicht zimperlich bei seinen Invektiven gegen Hitler, den Unhold und österreichischen Schmierkomödianten, und sein Gesindel, die Schänder und Schinder Europas. Ja, er nahm sich sogar die Freiheit heraus, entgegen der britischen Propagandastrategie, von der er wahrscheinlich nichts wusste, zum Aufstand in Nazi-Deutschland aufzurufen.

Zum Auftakt der Analyse der Radioreden wird die Situation von Thomas Mann als (privilegierter) Emigrant in den USA mit direktem Zugang zum US-Präsidenten Franklin Delano Roosevelt thematisiert. Zum Schluss befasst sich Valentin mit den Auseinandersetzungen nach 1945 zwischen Verfechtern der »inneren Emigration« und Thomas Mann, die sich insbesondere an den »Deutschen Hörern« entzündeten.

In der Forschung hätten »Thomas Manns BBC-Reden kaum Beachtung« gefunden«, heißt es im werbenden Text auf der Rückseite des Buchumschlags. Offenbar sind dem Mitarbeiter der Verlagswerbung die zahlreichen einschlägigen Hinweise im Literaturverzeichnis, das allerdings einige Lücken enthält, entgangen. Also: Neues enthält das Buch nur mit Einschränkungen.

ANSGAR DILLER, HOCHHEIM AM MAIN

Warkentin, Erwin J.: *The History of U.S. Information Control in Post-War Germany*. The Past Imperfect. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing 2016, XII, 352 S.

Die Information Control Division (ICD) der amerikanischen Militärregierung war im amerikanischen Besatzungsgebiet von Deutschland für die Informations-, Medien- und Propagandapolitik und damit für den Neuaufbau der publizistischen Mittel nach dem Ende von Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg zuständig. Ihr Personal kam von der Psychological Warfare Division (PWD) des anglo-amerikanischen Oberkommandos. Die PWD wiederum hatte seit 1943 die operative Kriegspropaganda der westlichen Alliierten betrieben und wichtige Anweisungen und Pläne für die publizistische Kontrolle in den eroberten deutschen Gebieten entwickelt. Von der PWD übernahm die ICD auch ihre Binnenstruktur. Der ICD-Aufbau begann am 12. Mai 1945, vier Tage nach der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht. Bis zur Auflösung der PWD Mitte Juli 1945,

mithin während der sog. »Black-out«-Stufe des PWD-Plans für die Informationskontrolle im besetzten Deutschland, arbeiteten PWD und die zunächst dem amerikanischen Militärgouverneur direkt nachgeordnete ICD nebeneinander. Erst Ende Dezember 1945 gliederte man die ICD in den Behördenapparat der amerikanischen Militärregierung (Office of Military Government for Germany United States/OMGUS) ein.

Die Monografie des kanadischen Kommunikationswissenschaftler Erwin J. Warkentin bietet die erste wissenschaftliche Darstellung über den gesamten ICD-Tätigkeitsbereich bis 1949, während sich bisher bspw. presse-, film- oder musikhistorische Studien jeweils auf die Presse-, Film- oder Musikpolitik dieser über die Grenzen des amerikanischen Besatzungsgebiets hinaus bedeutsamen Militärbehörde konzentrierten, deren Einfluss bis heute in medialen Strukturen in der Bundesrepublik zu erkennen ist. Einzelne Abschnitte des hauptsächlich auf die Ergebnisse und weniger auf den Prozess der ICD-Politik gerichteten historischen Teils betreffen u. a. den Aufbau, Betrieb und die Lizenzierung von Zeitungen, Zeitschriften, Nachrichtengattung, Buch, Film, Theater und Musik sowie die Aufklärung. Ein ausführliches Kapitel behandelt die Kontrolle und Zensur. Die Darstellung ist hauptsächlich aus den OMGUS/ICD-Akten der amerikanischen National Archives and Records Administration gearbeitet, wobei die drei umfangreichen ICD-Jahresberichte (1945, 1946, 1947) die zentrale Quelle für Warkentin bilden. Die deutsche Forschung hat Warkentin nur unzureichend berücksichtigt. Grundlegende, ebenfalls aus den OMGUS/ICD-Akten gearbeitete Darstellungen über die amerikanische Presse- und Rundfunkpolitik im Nachkriegsdeutschland bspw. von Norbert Frei, Kurt Koszyk oder Barbara Mettler blieben offenbar unberücksichtigt. Im Vergleich zu dem detaillierteren Kapitel über die amerikanische Zeitungskontrolle und -lizenzierung in der Monografie von Koszyk (»Pressepolitik für Deutsche 1949–1949«; 1986) bringt Warkentin keinerlei Erkenntnisfortschritt und sein schmaler Abschnitt über den Rundfunk bleibt schon deshalb weit hinter dem Erkenntnisstand der Monografie von Hans Bausch (»Rundfunkpolitik nach 1945«; 1980) zurück, weil Warkentin sich mit dem

zentralen Problem der rechtlichen Neuordnung des Rundfunks und seiner öffentlich-rechtlichen Organisation im westlichen Teil von Deutschland erst gar nicht befasst. Deshalb sollte man die gewiss verdienstvolle Gesamtdarstellung der ICD stets im Zusammenhang mit den erwähnten und weiteren Studien zur amerikanischen Informations- und Medienpolitik im besetzten Deutschland lesen – vor allem wenn man sich für das von Warkentin fast völlig ausgeblendete Mit-, Neben- und Gegeneinander von Amerikanern und Deutschen bei Ordnung, Aufbau, Betrieb und Sicherung der Medien interessiert.

ARNULF KUTSCH, MÜNSTER

Pufendorf, Astrid von: *Mut zur Utopie*. Otto Klepper – Ein Mensch zwischen den Zeitungen. Frankfurt am Main: Societäts-Verlag 2016, 374 S. mit zahlreichen Abbildungen.

Das ist eine ausgezeichnete Biographie des Präsidenten der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse (1928–1931) und – parteilosen – preußischen Finanzminister (1931–1932), die die Persönlichkeit, das Denken und Handeln von Otto Klepper (1888–1957) in den politisch-ideengeschichtlichen und zeit-historischen Zusammenhang stellt. Kommunikationshistorisch bedeutsam ist das Buch durch ein ausführliches Kapitel über die Rolle und Bedeutung der Wirtschaftspolitischen Gesellschaft (Wipog) bei der Gründung und Finanzierung der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) 1949. Die im November 1947 in Frankfurt am Main gegründete Wipog, deren rund 1.500 Mitglieder (1949) sich aus Unternehmern, Handelskammervertretern, Wissenschaftlern und Politikern zusammensetzten, verstand sich als ein überparteiliches Diskussionsforum, das sich für die Einführung einer sozialverpflichteten Marktwirtschaft und anti-protektionistischen Wirtschaftspolitik einsetzte. Klepper, der aus seinem Exil 1947 nach Frankfurt zurückgekehrt war, stieß kurz vor ihrer Gründung zur Wipog und nahm maßgeblichen Einfluss auf ihr Programm. Gemeinsam mit dem parteilosen hessischen Wirtschaftsminister Rudolf Mueller übernahm er den Vorsitz der Gesellschaft. Beide waren in der Wipog auch die treibenden Kräfte der FAZ-Gründung und Herausgabe der FAZ (1. November 1949), deren erster Geschäftsführer Klepper (1949 bis September 1950) war.

Wie Pufendorf überzeugend darstellt, bildete dabei der Versuch der Wipog, ihren politischen Ideen in der breiteren Öffentlichkeit zu stärkerem Einfluss zu verhelfen, das entscheidende Ziel. In ihrer beeindruckend dichten Beschreibung der Gründung, Finanzierung und Interessenkonstellationen (Wipog, finanzielle Förderer/Industrie, Geschäftsführung, Herausgeber/Redaktion der FAZ), der politischen Einflussnahme und Auseinandersetzung über die sich schon bald von den wirtschaftspolitischen Wipog-Idealen entfernenden redaktionellen Linie der Zeitung, die dann kaum ein Jahr nach ihrer Gründung zu Konflikten und schließlich im September 1950 zum Bruch mit der Wipog führte, stützt sich die Autorin vornehmlich auf den offenbar umfangreichen und substanziellen Korrespondenznachlass von Klepper. Er ermöglicht es ihr, die Zusammenhänge nicht nur aus der Wipog-Perspektive zu rekonstruieren und einige Fehler in der Selbstdarstellung der FAZ über ihre Geschichte zu korrigieren. Kurzum: In einer lesenswerten und gut geschriebenen Biographie ein aufschlussreiches Kapitel über die Machtstrukturen in der Presse der frühen Bundesrepublik. ARNULF KUTSCH, MÜNSTER

Schütz, Walter J.: *Zeitungen in Deutschland. Verlage und ihr publizistisches Angebot. Teil 3. 1949-2012*. Unter Mitarbeit von Dieter Stürzebecher. Berlin: Vistas 2016, 768 S.

Dieser dritte Band schließt die Dokumentation der systematischen Stichtagserhebungen der deutschen Tagespresse ab, die Walter J. Schütz (1930–2013) als Privatforscher von 1954 bis 2012 in mehrjährigen Abständen vorgenommen hat. Sie enthalten die basisstatistischen Daten über die strukturelle Entwicklung der Zeitung in der alten und neuen Bundesrepublik. Die beiden ersten, 2005 erschienenen Bände dokumentieren die Erhebungen von Schütz aus den Jahren 1954 bis 2004. Der dritte Band wurde nach dem Tod von Schütz im Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung (Hannover) unter der Leitung von Beate Schneider von Dieter Stürzebecher für die Veröffentlichung bearbeitet und umfasst drei Abschnitte: 1. die Daten der Stichtagserhebung 2012; 2. Ergänzungen und Erweiterungen zu den vorausgegangenen Stichtagserhebungen sowie 3. eine

Bibliographie der Militärregierungs- und deutschen Lizenzzeitungen (1945–1949); dieses Verzeichnis der Nachkriegszeitungen hatte Schütz in anderer Systematik erstmals in diesem Jahrbuch (11. Jg. 2009; 13. Jg. 2011) veröffentlicht. Der Band enthält auch eine von Stürzebecher verfasste Würdigung des großen Presseforschers und -statistikers. Das Zeitungs-Material sämtlicher Stichtagserhebungen von Schütz hat das Mikrofilm-Archiv der deutschsprachigen Presse (Dortmund) verfilmt. ARNULF KUTSCH, MÜNSTER

Adam, Christian: *Der Traum vom Jahre Null*. Autoren, Bestseller, Leser. Die Neuordnung der Bücherwelt in Ost und West nach 1945. Berlin: Galiani 2016, 441 S.

Christian Adam, Germanist und Publizist, machte bereits 2010 mit seiner Untersuchung »Lesen unter Hitler. Autoren, Bestseller, Leser im Dritten Reich« auf sich aufmerksam. Anhand einer Auswertung von Bestsellerlisten, intensiver Lesearbeit in zeitgenössischen Büchern und Archivrecherchen gelang es ihm, mit so manchen Vorurteilen und Fehleinschätzungen aufzuräumen. War es den Nationalsozialisten gelungen, mittels Propaganda und eines perfektionierten Zensursystems die Lesegewohnheiten der Deutschen umzukrempeln, wurde etwa nur noch Parteiliteratur verlegt? Keineswegs! Die Analyse ergab einen bunten Mix aus populären Sachbüchern, humoristischen Darstellungen, Kriegsbüchern und politischen Erinnerungen. Zu den Bestsellerautoren gehörten – neben Adolf Hitler und Joseph Goebbels – Karl Aloys, Ina Seidel, Karl May oder Ehm Welk. Mit seinem neuen Buch setzt Adam methodisch die Recherche fort, nun für die Zeit nach 1945. Zentral befasst er sich mit der Frage, ob es so etwas wie eine »Stunde Null« in der Literatur gab; geprägt wurde der Begriff u. a. durch den Germanisten Hans Meyer. Und er gelangt zu der (manchen vielleicht nicht so überraschenden) Antwort, dass es sie so nicht gab. Letztlich sorgten Verbote und Umerzichungen, Lizenzierungen und Entnazifizierungen, aber auch stabile und z. T. nachholende Lesegewohnheiten wie -präferenzen dafür, dass es in vielen Bereichen ein Fortsetzen oder eben ein Lesen mit umgekehrten Vorzeichen gab. Das Buch gliedert sich in zwölf thematische Abschnitte und

eine Zusammenfassung («Ausgeträumt»). Sie heißen u. a.: *Wir* begannen nicht im Jahre Null, Die Neuordnung der Bücherwelt, Erste Auflagenfolge in den Zonen, Erzählen von Krieg und Lager, Schick auch ein Buch nach drüben!, Arsenal des Kalten Krieges oder »Literarischer Morgenthau-Plan«. Insgesamt bereitet Adam seinen Stoff in Form eines Lesebuches auf. Es ist populär geschrieben und erfüllt mit seinen Endnoten und einem Quellen- und Literaturapparat dennoch wissenschaftliche Anforderungen. Der Band bietet, wie das Vorgänger-Buch zur NS-Zeit auch, am Ende eine Liste der absoluten Bestseller. Es sind neben vielen neuen auch bekannte Namen dabei: Karl Aloys und Ehm Welk. Ein kombiniertes Personen-Werktitel-Register rundet den sehr zu empfehlenden Band ab. THOMAS KEIDERLING, LEIPZIG

Senfft, Alexander: *Der lange Schatten der Täter*. München: Piper 2016, 352 S.

In diesem Buch geht es um diejenigen, denen gegenüber sich Wolf Biermann in seiner Autobiographie als der geborene Außen-seiter fühlt, da die Kinder der Nazis in der von ihm erlebten Schule die Mehrheit waren. Weil sie sich geschämt hätten für ihre Eltern, seien sie in der DDR so »lumpenhaft bescheiden« gewesen. Der Umgang mit der Vergangenheit in beiden deutschen Staaten, das ausgebliebene Gespräch der Väter, Mütter und Großeltern über ihren Anteil an den Verbrechen des Naziregimes, an der Ausgrenzung, Entrechtung und systematischen Ermordung selbst von Kindern und Säuglingen, hat die Nachkriegsgesellschaften geprägt wie nichts anderes. Man kann unterschiedlicher Meinung sein, welchen Wert die Psychologisierung der Schuldverdrängung bis in die Enkelgeneration hat, Tatsache ist, dass auch die Kinder und Enkel, die wegen ihres Alters nicht als Täter begriffen werden können, mehr vom Ungeist des Rassismus und Antisemitismus in sich aufgenommen haben, als ihnen zumeist bewusst ist. In fast allen Autobiographien überlebender Juden spielt die Erfahrung des Hasses eine wichtige Rolle, der gerade von aufgetragten Kindern ausging. Einer der Nachkommen aus einer Täterfamilie äußert sein Gefühl mit den Worten »besudelt. Schuldig nicht, aber besudelt und beschämt« (S. 131). Es liegt auf der Hand, dass das Dilemma, einerseits die Schuld der

eigenen Eltern zu erkennen, trotz deren schwerer Schuld aber emotional an sie gebunden zu sein, schwer zu verarbeiten ist. Dieses Buch verdeutlicht, was es für eine Generation bedeutete, in das Leugnen und Schweigen hineingeboren worden zu sein, um dann in den 1960er Jahren langsam Einsicht zu gewinnen, in welches Mordsystem Eltern und Großeltern verstrickt waren. Die Autorin, Tochter eines zum Tode verurteilten Mordgehilfen in hohem Rang, macht einen durch ihre Lebensgeschichte traumatisierten Eindruck. Trotz mancher Geschwätzigkeit in der Auseinandersetzung mit einem Dutzend Familienbiographien wird erkennbar, wie sehr die Öffentlichkeit in den Jahrzehnten nach 1945 durch das gemeinsame Beschweigen der Vergangenheit geprägt war. Es gibt nicht nur die an die folgende Generation weitergegebene Traumatisierung der Verfolgten, sondern auch eine übermittelte Mentalität der Verfolger, deren sich die Kinder und Enkel der Täter zumeist wenig bewusst sind. Vor allem lehrt das Buch, dass Täter nicht nur die anderen waren, sondern dass man nur in die eigene Familie schauen muss.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Biermann, Wolf: *Warte nicht auf bessere Zeiten!* Die Autobiographie. Berlin: Propyläen 2016, 543 S.

Dass politische Lieder eine Wirkung entfalten wie die von Wolf Biermann, dass ein Sänger und Dichter politischer Lieder gar einen Staat ins Wanken bringt, dafür gibt es nur wenige Beispiele und in der deutschen Geschichte kein zweites. 1938 geboren und aufgewachsen in Hamburg als Sohn eines Kommunisten, der aus dem Zuchthaus in Bremen, in dem er wegen seines Widerstandes gegen das Mordsystem der Nazis saß, nach Auschwitz deportiert und ermordet wurde, fühlt er auch nach der Übersiedlung in die DDR die Verpflichtung, seine Meinung frei zu äußern und die Pervertierung der kommunistischen Ideale mit klaren Worten zu beschreiben, die er in millionenfachem Mord in der Sowjetunion, an dem auch deutsche Kommunisten mitschuldig wurden, und den repressiven Methoden der Meinungslenkung und -unterdrückung auch in der DDR erkennt. Eine wichtige Ursache für Zivilcourage und Unangepasstheit sieht er selbst darin, dass er anders als die Kinder der Naziältern

keine Scheu fühlen musste, auch diejenigen zu kritisieren, die Widerstand geleistet hatten und nun nach 1945 Verantwortung für den Versuch trugen, eine sozialistische Gesellschaft aufzubauen. Im Gegenteil konnte er immer »im anmaßenden Ton des rechtmäßigen politischen Erben« sprechen. (S. 439) Es sind zunächst mit leisen Tönen kritisierende Lieder, die fehlende Rechtsstaatlichkeit ebenso thematisieren wie kleinbürgerliches Spießertum. Beispielhaft 1962 die Ballade von dem Drainage-Leger Fredi Rohsmeisl aus Buckow, der für das Auseinandertanzen (das ist Tanzen, bei dem man sich nicht anfasst) nicht nur Prügel, sondern gar eine Gefängnisstrafe erhält. In der DDR tobte sich durchaus der gleiche Geist aus, mit dem auch in der Bundesrepublik Menschen angesichts langer Haare und Bärte hysterisch vom Vergasen plärrten, obwohl sie schon im nächsten Augenblick behaupten konnten, von den Verbrechen vor 1945 nichts gewusst zu haben. Hasskampagnen gegen Biermann in der Presse, die mit öffentliche Distanzierungen vom Werk eines Künstlers einhergingen, von dem in der DDR kein Buch gedruckt, keine Schallplatte gepresst war, trugen ebenso zur Radikalisierung bei wie eine Rundumbetreuung durch die Staatssicherheitsbehörden, die auf fast alle Bereiche des privatesten, ja selbst des intimsten Lebens ihren zersetzenden Einfluss geltend machten und selbst vor Mordversuchen nicht zurückscheuten. Es entstanden kompromisslos kritisierende Balladen und Spottgesänge, daneben aber auch zarte Liebeslieder und selbst Verse, die wie »Ermutigung« den Weg bis in Kirchengesangbücher fanden. Unglaublich, welche Verbreitung Lieder finden konnten, die allein durch immer schlechter werdende Tonbandkopien an die Hörer gebracht wurden. Während man davor zurückscheute, den Dichter einzusperren, wurden zahlreiche Leben von Menschen zerstört, die nichts anderes taten als seine Lieder unter die Menschen zu bringen. (S. 315) In der Öffentlichkeit der DDR, das wird überdeutlich, waren von Beginn an Meinungsvielfalt und kontroverse Diskussionen nicht vorgesehen.

Wolf Biermann weiß um seine Ichbesessenheit (S. 321), vermutlich konnte er nur so sein nicht einfaches, bis zur Ausbürgerung aus der DDR auch mit Ängsten verbundenes Leben aushalten. Nun fordert natürlich ge-

rade eine Autobiographie den Blick auf die eigene Person, aber es ist eine Leistung des Buches, dies niemals zu übertreiben. Der Rezensent hat das Buch fast in einem Zuge gelesen und die vergangenen Jahrzehnte noch einmal nacherlebt, was angesichts seiner eigenen Überzeugung bis in die frühen 1980er Jahre, dem Sozialismus werde trotz aller zeitbedingten Entartungen die Zukunft gehören, nicht immer angenehm war. Verfasst hat Biermann ein großes Loblied menschlichen Mutes, eine Ermutigung zum Gebrauch des eigenen Verstandes, eine Preisung der Meinungs- und Pressefreiheit, überhaupt der demokratischen Bürgerrechte und der Rechtsstaatlichkeit, ohne die jede Gesellschaft zum Horror werden muss. Kommunikationshistorisch ist aufschlussreich, wie das Verweigern offener und unsanktionierter Debatten zur Stagnation führen musste, wie sehr von Übel eine gelenkte Presse für Weiterentwicklung und Lebendigkeit jeder Gesellschaft ist. Ein Denkmal setzt Biermann nicht allein den Genossen seiner Großmutter und Eltern, seine Verbundenheit gilt besonders denen, die ihre Illusionen über den Charakter des Stalinismus mit ihrer Freiheit, oft mit ihrem Leben bezahlen mussten. Am Ende mag man nicht widersprechen, wenn der Autor begründet, weshalb er seine einstige Überzeugung, Demokratie und Kommunismus könnten zusammen funktionieren, aufgibt und sich als Renegat bekennt. Die lebensklügeren Juden, so einer seiner letzten Sätze, wüssten schon, warum sie fest daran glaubten, dass der ersehnte Erlöser niemals kommen werde. (S. 52)

HOLGER BÖNING, BREMEN

Ingram, Marione: *Kriegskind*. Eine jüdische Kindheit in Hamburg. München: Dölling und Galitz 2016, 208 S.

Es gibt Bücher, bei denen es frivol anmutet, wenn man auf die Bedeutung als kommunikationshistorische Quelle hinweist. Die erschütternde Lebensgeschichte der Autorin weist alle Verrücktheiten auf, die die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts zu bieten hat. Als Kind einer jüdischen Mutter und eines nichtjüdischen Vaters, der Soldat bei der Luftwaffe ist, erhält sie als neunjähriges Mädchen gemeinsam mit ihrer Mutter und zwei Schwestern im Juli 1943 den Deportationsbefehl. Ihre Rettung ist die alliierte

Operation Gomorrha, die Hamburg fast völlig zerstört und durch Brandbomben einen kaum vorstellbaren Feuersturm entfacht. Sie überlebt, weil sie von »arischen« Mithamburgern aus dem Luftschutzbunker geworfen wird und sich danach in dem allgemeinen Chaos bis zur Befreiung auf dem Land verstecken kann. Welche Quelle vermag sonst authentisch darüber Auskunft geben, wie ein siebenjähriges Kind durch eine verhetzte gleichaltrige Freundin ins Gesicht gesagt bekommt, auch sie würde noch den Weg durch den Schornstein gehen? Grauensvoll die von Marione Ingram erzählte Leidensgeschichte ihres Freundes Uri, den sein Schicksal als Sklave beim Waffenfabrikanten Krupp hat verstummen lassen. 1945 muss sie erleben, dass wohl die staatliche Vernichtungspolitik beendet, aber der Antisemitismus längst nicht aus den Köpfen verschwunden ist, so dass sie in die USA emigriert, wo sie sich in der Bürgerrechtsbewegung engagiert. Wichtig sind die Gedanken der Autorin über Charakter und Zuverlässigkeit des Erinnerens.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Degenhardt, Franz Josef: *Deutsche Lieder – German Songs*. Aus dem Deutschen in das Englische übersetzt von / Translated from German into English by Stephan Lhotzky. Mit einem Vorwort von / Foreword by Holger Böning. Bremen: edition lumière 2016, 260 S.

Sein Lied »Ja, das ist die Sprache der Mörder« entstand während des Vietnam-Krieges. Das Amerikanische identifizierte er mit jenen Bomber-Piloten, »die in fliegenden Festungen bei Kaffee, Coca, Country- und Rockmusik von ihren Mädchen sprechen, über Haiphong oder irgendwo über Laos, Kambodscha und wer weiß wo noch bald den Knopf drücken, okay sagen«. Aber es war auch die Sprache, die er liebte; und so hat er daran erinnert:

Aber es ist auch die Sprache
von Angela Davis
und Charlie Parker
und Luther King
und von Millionen,
die schreien
und sprachlos schweigen,
die Sprache der Lieder,
die wir gern hören.

Bei aller Wut –
Vergeßt das nicht.

Auch wenn es die französischen Chansons waren, die Degenhardt zuerst angeregt hatten, in seiner Muttersprache zu dichten und zu singen, war er doch fasziniert von Pete Seeger, Phil Ochs und Woody Guthrie, der ihn zu seinem Lied »Unser Land« anregte:

Dies Land ist unser Land —
so wie es ist, so wie es kommt, so wie es war.
Dies Land ist unser Land,
und wie es kommt, so ist es nicht, wie es mal war.

Erstmals wird mit dem hier angezeigten Band eine repräsentative Auswahl von Degenhardts Liedern durch Übersetzungen des amerikanischen Germanisten Stephan Lhotzky einem englischsprachigen Publikum zugänglich gemacht, was auch bedeutet, dass das Werk Degenhardts endlich auch außerhalb Deutschlands die Würdigung erfahren kann, die ihm zusteht. Die Texte sind vorzüglich und gut singbar, übersetzt, teilweise recht frei, was kaum anders zu machen war, sollten die Reime doch erhalten bleiben. In seinem Vorwort weist Holger Böning darauf hin, dass Degenhardt zu den wichtigsten deutschen Dichtern der neueren Zeit gehört und besonders durch seine Lieder bekannt wurde, in denen er eine jahrhundertalte Tradition mit der aktuellen politischen Realität der Bundesrepublik Deutschland meisterhaft und unübertroffen verbindet. In den 1960er Jahren begeisterte er auf den nach dem Vorbild des Newport Folk Festival ab 1964 auf der Burg Waldeck stattfindenden Festivals »Chanson Folklore International« ein hellhöriges und kritisches Publikum. Erstmals setzte man sich seit dem Ende des Nationalsozialismus in deutscher Sprache im politischen Lied mit der deutschen Vergangenheit und dem politischen Geschehen in der westlichen Welt auseinander.

Degenhardts Lieder werden bleiben; es ist schön, sie zu hören, aber auch ein Genuss, sie nur zu lesen. Wer die englische Sprache liebt, hat nun die Gelegenheit, sie in einer vorzüglichen Übersetzung zu genießen.

MICHAEL NAGEL, BREMEN

Leyn, Wolfgang: *Volkes Lied und Vater Staat. Die DDR-Folkszene 1976–1990*. Mit Beiträgen von Ralf Gehler und Reinhard Ständer. Berlin: Ch. Links 2016, 384 S., CD mit Tonaufnahmen

Der Band bietet die bisher umfassendste Darstellung der ostdeutschen Folkszene, die sehr heterogen zusammengesetzte Folklorebewegung der DDR ist in der Tat ein wenig bekanntes Kapitel der DDR-Kulturgeschichte. (S. 8) Ein Glücksfall, dass der Autor des hier vorgestellten Werkes von Beginn an mit der Band »Folkländer« aktiv an ihr beteiligt war. Im Einzelnen widmet er sich der Geburtsstunde der Szene im Jahre 1976 sowie deren Repertoire und Instrumentarium, behandelt höchst aufschlussreich das ambivalente Verhältnis zu den staatlichen Stellen und die Grenzen, die den Gruppen beim VEB Deutsche Schallplatten und dem Rundfunk der DDR gesetzt waren, auch der Fall der 1982 verbotenen »Folkoper« wird ausführlich vorgestellt. Im Zentrum steht, weshalb eine nur in der DDR bekannte Veranstaltungsform, die sog. Folkwerkstätten, so wichtig für die Musikszene waren. Von Reinhard Ständer stammen 70 informative Gruppen-Porträts, die auch online zugänglich sind und beständig ergänzt werden. Treffend charakterisiert Stephan Krawczyk, ein ehemaliges Mitglied der Gruppe »Liedehrlich« die Folkszene mit der Erinnerung, ihr Anfang sei die Suche nach einer eigenen Stimme gewesen, die »unabhängig ist von dem Ganzen, was innerhalb des Landes so gesagt werden sollte«, eine Motivation, die exakt der gleichen, die den Punk in englischen Vorstädten gekennzeichnet habe. Das Deutschfolk-Revival der 1970er und 80er Jahre, so lässt sich zusammenfassen, führte zu einer Renaissance von Volkslied und Volkstanz, wie sie zuvor im 20. Jahrhundert nur in der Wandervogelbewegung eine historische Parallele hat. Es wurde befruchtet vom internationalen Folk-Revival, besonders in den USA und in der Bundesrepublik mit den Waldeck-Festivals, und führte zur spontanen Gründung von Singgruppen in der Mitte der 1960er Jahre. Daran orientierte sich die von der FDJ organisierte Singebewegung, deren Niedergang spätestens Mitte der 1970er Jahre zu verschiedensten eigenständigen künstlerischen Ausdrucksformen fand, etwa im Liedtheater, be-

sonders aber in der Folkszene. Großen Einfluss auf letztere hatten die »Deutschen Volkslieder demokratischen Charakters«, die Wolfgang Steinitz seit den 1950er Jahren zusammengetragen hatte. Überhaupt kann von einer bemerkenswerten Wiederentdeckung des deutschsprachigen Liedes gesprochen werden, das in frischen Neuinterpretationen bei der zweiten Folkwerkstatt im Mai 1977 in Berlin bereits zwei Drittel des Repertoires ausmachte. Schnell erfuhr man, dass die historischen Auswanderer- und Soldatenlieder – ganz zu schweigen von den Spottliedern des Vormärzes – subversives Potential auch für die Gegenwart hatten, wie überhaupt das eigenständige gemeinsame Singen künstlerische Kreativität und Selbsttätigkeit begünstigte. Die Folkbands, so Wolfgang Leyn, wurden zu Meistern im Jonglieren mit Anspielungen, Witzten und Parabeln, in ihren Liedern habe sich fast wie von selbst eine zweite Bedeutungsebene hergestellt. (S. 14) Detailliert beschreibt der Autor, wie die Gruppen sich künstlerisch entwickelten und wie stark sie untereinander vernetzt waren, einig sei man sich im Streben nach einem selbstbestimmten Leben gewesen. Von den etwa 120 Bands erhielten lediglich sieben die Möglichkeit einer Schallplatteneinspielung. Berichtet wird von kleinlicher Gängelung, überall sei ideologischer Einfluss des westlichen Klassenfeindes gewittert worden, Furcht vor Kontrollverlust habe den Umgang mit den Bands bestimmt. Entstanden ist ein reich illustriertes und spannend zu lesendes Buch, das das Ringen um künstlerische Unabhängigkeit ebenso wie die Lebendigkeit einer fast untergegangenen Szene anschaulich werden lässt, zugleich ein wichtiger Teil einer Kommunikations- und Mediengeschichte der DDR wie auch der Musikgeschichte. HOLGER BÖNING, BREMEN

Sell, Ulrike: *Germanistik nach 1966/68: Reflexionen über ein Fach zwischen Selbstauflösung und neuer Identität*. Ausgewählte Positionen und Strategien aus dem Elfenbeinturm. Berlin: Wissenschaftlicher Verlag Berlin 2016, 315 S.

Die Studie – eine Frankfurter Dissertation aus dem Jahre 2006 – fragt danach, wie Germanisten nach 1966/68 über ihr Fach gesprochen haben, ob überhaupt noch von Germanistik sein könne oder diese Bezeichnung durch Sprach- oder Literaturwissenschaften ersetzt worden sei, auch interessiert

sie, ob es noch so etwas wie eine disziplinäre Identität des Faches Germanistik gäbe. Quellen für die Antworten bieten die Germanistentage zwischen 1966/68 und 2001. Die Krise der Germanistik als disziplinäre Einheit seit Mitte der 1960er Jahre sei durch den Verlust ihrer bis dahin unhinterfragten einheitsstiftenden Fundamente verursacht worden. Plötzlich seien der Nationenbegriff, der bürgerliche Literaturbegriff wie der Bildungsbegriff zur Zielscheibe der Kritik geworden, Forderungen nach Aktualität oder »gesellschaftlicher Relevanz« hätten nun das Denken bestimmt. Erhalten geblieben sei in dieser Krise, die wohl auch als Segen bezeichnet werden kann, allein die Lehrerbildung als Klammer. Ansonsten habe das Fach sich dadurch ausgezeichnet, dass ein Teil aus der Germanistik ausgebrochen und zu neuen kultur- oder sozialwissenschaftlichen Ufern aufgebrochen sei, die anderen sich aber bemüht hätten, der Germanistik wieder zu der Bedeutung zu verhelfen, die ihr als Wissenschaft von der deutschen Sprache, Literatur und Kultur zustehen könnte. Spezialisierungs-, Ausdifferenzierungs- sowie Entdifferenzierungsprozesse der Disziplin als systeminhärente Prozesse hätten das Fach an seine Grenzen bis hin zur (Selbst-)Auflösung gebracht. Diese Auflösung sei systemtheoretisch als Prozess der Szentifizierung und der Entkoppelung von Wissenschaft und Politik zu beschreiben, nachdem diese Koppelung für die Entstehung des Faches von maßgebender Bedeutung gewesen sei. Eine entscheidende Rolle für die Entwicklung des Selbstverständnisses der Germanistik und die Suche nach einer neuen Identität kann in der historischen Belastung all dessen gesehen werden, was mit dem Attribut »deutsch« verbunden war. Ein Unbehagen eines Teiles der Germanistik an sich selbst wird konstatiert. Eine Mahnung scheint in diesem Zusammenhang sehr wichtig, nämlich einen Umgang mit der deutschen Sprache zu überdenken, der ihrer Marginalisierung tatenlos zusieht, es gelte, sprachen-, kultur- und bildungspolitisch zu agieren. Da die Muttersprache sich als Schriftsprache nicht von selbst erhalte, müsse für ihre Pflege gesorgt werden, eine Aufgabe, die eine neue Germanistik nach französischem Vorbild bereit sein müsste, stärker anzunehmen. (S. 241f.) Eine Margina-

lisierung des Deutschen, so wird man bedenken müssen, ist sicherlich auch da zu beobachten, wo diese Sprache als Wissenschaftssprache verlorengeht oder durch einen theoretischen Jargon der Unverständlichkeit verhunzt wird. Zu bemerken ist schließlich noch, dass von der Aufbruchstimmung, die seit der zweiten Hälfte der 1960er Jahre auch die Forschung auf neuen Feldern der Literaturgeschichte beflügelte und zu zahlreichen Projekten führte, die zu dieser Zeit nicht als DFG-würdig galten, ist in diesem Buch kaum die Rede. Ebenso wenig von der Erweiterung von Forschungsfeldern und des Literaturkanons, wie sie in der Bundesrepublik seit den 1960er Jahren mit verstärkter Politisierung und sozialgeschichtlicher Orientierung verbunden, in der DDR allerdings schon seit den 1950er Jahren zu beobachten und ganz besonders mit Namen wie Werner Krauss, Gerhard Scholz, Walter Markov; Heinrich Scheel, Hedwig Voegt oder Hans Mayer verbunden waren. In der Bundesrepublik hatte die neue Aufklärungsforschung, die hier von besonderer Bedeutung war, ihre wichtigsten Wurzeln in einer die junge Generation erfassenden Politisierung, die zur Auseinandersetzung mit den etablierten Wissenschaften und deren Geschichte führte. HOLGER BÖNING, BREMEN

Heuer, Walter / Flückiger, Max / Gallmann, Peter: *Richtiges Deutsch*. Vollständige Grammatik und Rechtschreiblehre. 32. Aufl. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung 2017, 622 S.

Wie stark das Bedürfnis nach Führung und Orientierung auf dem Feld von Sprache, Orthographie und Grammatik ist, zeigt das hier in 32. Auflage vorgelegte Werk, das 1960 zuerst mit einem Titel erschien, der eine gute Tradition verrät: »Sprachschule für Schriftsetzer und Korrektoren« als Lehrmittel für Setzerklassen der Gewerbeschulen für die Lehrlinge im schweizerischen Buchdruckergewerbe erschien, in dem man damals für Lehrlinge noch eigene Korrektorenlehrgänge durchführte. Heute, da es bei den Druckereien und Zeitungen keine Schriftsetzer und nur noch selten Korrektoren gibt, richtet sich das Werk an ein allgemeineres Publikum, hatte doch schon längst die Einsicht, dass die täglichen sprachlichen Schwierigkeiten und Zweifelsfälle in den Druckereien ebenso wie die sprach-

lichen Fehler auf Schreibfehler von Textfassern zurückgingen, zu der Erkenntnis geführt, dass das Werk über das Druckgewerbe hinaus einem weiteren Kreis zugänglich gemacht werden müsse. In bewährter Weise bietet auch diese neue Auflage Orientierung in der Wort- und Formenlehre wie in der Satzlehre und der Rechtschreibung, der Verwendung von Hilfs- und Satzzeichen sowie zur Stilistik. Im Teil zur Getrennt- und Zusammenschreibung scheint sehr hübsch das Dilemma auf, in dem sich jeder Schreibende seit der letzten Rechtschreibreform befindet.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Hömberg, Walter / Pittrof, Thomas (Hg.): *Katholische Publizistik im 20. Jahrhundert*. Positionen, Probleme, Profile. Freiburg i.Br.: Rombach 2014, 699 S.

Der hier anzuzeigende Sammelband, umfasst mehr als der Titel andeutet – zumindest zeitlich, denn er liefert einen Überblick über die katholisch-deutsche Publizistik seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Er beinhaltet auch mehr als Hömberg in seiner Einführung reklamiert: »Baustein für eine [katholische] Mediengeschichte« zu sein (S. 19), denn trotz naturgemäßer Presselastigkeit werden auch andere neue Medien katholischer Publizistik behandelt. Aber er ist trotz des immensen Umfangs, trotz häufig aus den Quellen geschöpften Wissens, trotz bisweilen aus jahrzehntelanger Arbeit am und mit dem Thema erarbeiteter Kenntnis nicht vollständig – und kann dies auch nicht sein.

Eingeleitet wird der Band von einem souveränen Überblick über die Geschichte katholischer Publizistik durch Michael Schmolke und eine theoriegeleitete Soziologie katholischer Publizistikwissenschaftler durch Maria Löblich und Michael Meyen. Das Ende markieren zwei bibliografische Erschließungen. Dazwischen liegen Abschnitte zu katholischen Kultur- und Literaturzeitschriften, zur Zeit zwischen Erstem und Zweitem Weltkrieg und zur katholischen Publizistik der Nachkriegszeit. Dass dabei der Fall »Publik« wiederholt thematisiert wird, versteht sich von selbst (vgl. JbKG 2016, S. 203). Vermisst habe ich Bemerkungen zur katholischen Publizistik in der DDR.

RUDOLF STÖBER, BAMBERG

Birkner, Thomas / Löblich, Maria / Tiews, Alina Laura et al. (Hg.): *Neue Vielfalt*. Medienpluralität und -konkurrenz in historischer Perspektive. Köln: von Halem 2017, 331 S.

Sammelbände sind wegen ihrer naturgemäßen Heterogenität eine nicht unproblematische Publikationsform. Dieser Sammelband ist jedoch deutlich besser als die meisten. Er behandelt ein relevantes Thema: das Spannungsfeld zwischen Zu- und Abnahme medialer Vielfalt, die Rahmenbedingungen für das eine wie andere und damit Erklärungsmöglichkeiten. Zudem haben die Herausgeber eigene substanzielle Beiträge beige-steuert.

Zwar werden, anders als im Titel behauptet, v.a. neueste historische Perspektiven behandelt: hauptsächlich die Vielfalt (oder deren Einschränkungen), die mit den Veränderungen im Rundfunksystem gekoppelt war. Doch diesen engen Rahmen erweitern die ersten vier Beiträge – hier sind insbesondere Patrick Merziger und Sigrun Lehnert hervorzuheben. Jürgen Wilke rundet mit einem (wie zu erwarten) knappen Überblick über historischen Medienwandel den Band ab.

Etlliche Aufsätze liefern spannende kommunikationshistorische und -politische Einblicke; zudem bieten die meisten Beiträge, die auf Vorträgen anlässlich der Jahrestagung der DGPK-Fachgruppe Kommunikationsgeschichte in Hamburg 2015 beruhen, nicht nur sekundäre Literaturanalysen, sondern sind auch aus Primärmaterial geschöpft. Bisweilen hätte man sich einen interessenkritischeren Zugriff auf die Quellen gewünscht.

RUDOLF STÖBER, BAMBERG

Klemperer, Victor: *Warum soll man nicht auf bessere Zeiten hoffen*. Ein Leben in Briefen. Hg. von Walter Nowowski und Nele Holdack unter Mitarbeit von Christian Löser. Berlin: Aufbau Verlag 2017, 640 S.

Auch wer die Tagebücher Victor Klemperers und seine Autobiographie, seine sprachkritischen Werke wie seine literaturhistorischen Schriften gelesen hat und meint, diesen Autor genau zu kennen, wird gleichwohl eine neue Seite seiner Persönlichkeit kennenlernen, nämlich die, die er seinen Briefpartnern zu zeigen bereit ist. Dies gilt besonders nach 1933, da die Sorgen um seine Professur wie die Existenzangst immer größer werden und er erleben muss, wie niemand seiner Kollegen

ihm beisteht: »Nicht eine Fakultät hat gegen das Nazitum opponiert, die meisten waren froh, nun ganz unter sich zu sein!« (S. 349) Während der erste Teil der Briefe vor allem an seinen Lehrer Karl Vossler adressiert ist und seine Anhänglichkeit ebenso dokumentiert wie die langsame wissenschaftliche Lösung von diesem Romanisten und Wiederannäherung nach 1945, sind die Briefe ab 1933 vorwiegend an Freunde und Verwandte gerichtet. Im Gegensatz zu seiner wissenschaftlichen Arbeit an einer französischen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts – »Alle Probleme des französischen 18. Jh.'s sind so unheimlich aktuell« –, die ihn stundenweise seine prekäre Situation vergessen lässt – »Wenn ich morgens aufwache und noch gar nicht recht da bin und nicht weiss, welcher Wochentag es ist, dann denke ich schon an mein Buch, und in diesem Augenblick ist mir gewöhnlich klar, war mir gestern unklar war« (S. 158) –, scheut er vor dem Schreiben von Briefen regelmäßig zurück, zwingen sie ihn doch dazu, über seine und seiner Frau Eva Lebensverhältnisse und Befindlichkeit nachzudenken: »Es ist so wenig und noch weniger Gutes zu berichten, und im Schreiben fällt einem alles ein, was man bei der Arbeit möglichst zu vergessen sucht, und wenn ich mich dann darüber geärgert habe, dann liest es Eva und kränkt sich ihrerseits, und wenn Ihr die Geschichte erhaltet, werdet Ihr auch nicht froher davon.« (S. 160) Wertvoll sind Klemperers sprachpsychologischen Beobachtungen und Gedanken: »Motto: In lingua veritas. Es ist nämlich nur zum kleineren und oberflächlichen Teile wahr, dass die Sprache dem Menschen zum Verbergen seiner Gedanken gegeben ist, vielmehr: sie verrät ihn.« (S. 178) Als ihm die deutschen Bibliotheken und Lesesäle verschlossen werden und die wissenschaftliche Arbeit unmöglich wird, beginnt er anhand seiner alten Tagebücher sein »Curriculum Vitae« zu schreiben, seine Lebensgeschichte, die zu einem literarischen Meisterstück wird und ihm buchstäblich das Leben rettet: »Ob es einmal (selbst im günstigsten Fall: nach meinem Tode) an die Öffentlichkeit gelangt, ist ja gar nicht so wichtig. Hauptsache ist, das[s] ich mich daran festhalte. Ich könnte es auch »Die Ballancierstange« nennen. Sie kennen doch die Geschichte von dem Seiltänzer? »Vater, was macht denn der Mann mit

der Stange? – Dummer Junge, da hält er sich dran fest. – Wenn sie nun aber fällt, Vater? – Du Dusel, er hält sie doch fest.« (S. 269)

Berührend sind die Briefe, mit denen Klemperer sich nach dem November 1938 doch noch bemüht, irgendwo auf der Welt einen Platz für sich und seine Frau zu finden, an dem er sich ernähren kann. »SOS-Rufe sendet man überallhin, und so wenden wir uns heute auch an Euch um ev. Hilfe oder Rat.« (S. 235) Trotz der stets bewussten Gefahr der Briefzensur und entsprechend verhaltenem Formulieren spürt der Leser die ganze Not und zunehmende Ausweglosigkeit, in der sich der Briefschreiber wie die meisten seiner Briefpartner befinden. Sarkastisch wählt das Ehepaar sich einen Spruch zur praktischen Lebensphilosophie, den Eva Klemperer auf einem Bauern-Wandteller entdeckt: »Setz dich über alles weg, / freu dich über jeden Dreck.« Dank Evas »unerschütterlicher Tapferkeit und Zuversicht«, »ihrer Indianernerven und -fähigkeiten« bleibt das Ehepaar bis zum Februar 1945 zusammen, bis zu dem Tag, an dem die Mischehen getrennt und die jüdischen Partner deportiert werden sollten. Ein Teil der letzten 70 überlebenden Sternträger wird durch die Bombenangriffe und das dadurch verursachte Inferno gerettet, in dem Eva und Victor Klemperer die Flucht gelingt.

Die Hälfte der abgedruckten Briefe wurde nach 1945 geschrieben. Immer wieder zweifelt Klemperer darüber, dass von einem geistigen Wiederaufbau im Westen wie im Osten keine Rede sein kann – »Freilich ist Dresden ein ganz besonders sächsisches Dorf unter den sächsischen Dörfern« (S. 320). Seine Haltung gegenüber seinen akademischen Kollegen ist rigoros, wenn er an seinen Lehrer Karl Vossler schreibt: »wer als Geisteswissenschaftler in irgendeinem Fach, das Beziehungen hat zur Geschichte, zur Philosophie, zur Religion, zur Paedagogik etc. etc. diese zwölf Jahre über im Amt geblieben ist, auf einem Hochschulkathedr geblieben, nachdem er wissen musste, dass es sich um keine vorübergehende Ministerpraesidentschaft handelte, nachdem er wissen musste, was für unmenschliche Verbrechen im Namen einer einheitlichen Weltanschauung Tag für Tag geschahen, nachdem er wissen musste, wie man die Wissenschaft, die er vertrat, fundierte, auslegte, anwandte, wie man z.E. Ge-

schichte jeder Art durch die Dogmen der Rasse und der Lebensraumlehre, Jura durch das Dogma vom gesunden Rechtsempfinden pervertierte, wie man alle Wissenschaften zusammen durch den Kampf gegen die Objektivität abwürgte – den würde ich allein schon um seines geduckten Stillschweigens und Mitmachens willen einen Verräter nennen. Aber es hat keiner *nur* so im grossen und ganzen stillgeschwiegen. Sondern jeder hat seinen Stoff zurechtgeknetet und gesäubert, hat unliebsame Themen beiseitegelassen, hat Halbrauchbares ganz brauchbar gemacht usw. usw.« (S. 333f.). Am stärksten ödet ihn an, dass nun auf einmal fast jeder jüdische Freunde gehabt haben will und um Persilscheine bettelt. (S. 335f.) Der offenbare Irrsinn des Nazismus, so schreibt ihm 1946 sein ältester Bruder Georg aus dem englischen Exil, werde erst verschwinden, wenn die Deutschen in ihrer Mehrzahl erkennen, dass »Aggression ein sehr unprofitables Geschäft ist u. daß ein 3. Weltkrieg zum vollkommenen Untergang der Nation führen würde, geradeso wie der 3. Punische Krieg schließlich Carthago vom Erdboden vertilgt hat« (S. 340). Ganz besonders interessant sind die zahlreichen Beobachtungen zur Presseberichterstattung nach 1945, im Westen wie im Osten. Der alte Ungeist – auch und besonders der des Antisemitismus – ist so leicht nicht auszutreiben, so muss er sich beständig zureden, er muss ihn auch bei seinen neuen Genossen entdecken, nachdem er sogleich nach der Befreiung in die KPD eingetreten war.

HOLGER BÖNING, BREMEN

Scholz, Juliane: *Der Drehbuchautor. USA – Deutschland*. Ein historischer Vergleich. Bielefeld: transcript 2016, 412 S.

Die Produktionsseite zieht, wenn es um Kulturprodukte geht, wenig Aufmerksamkeit auf sich. Das gilt in besonderer Weise für das Kino, bei dem immer noch eine ästhetische, teilweise auch analytische Auseinandersetzung mit dem Film an sich dominiert. Ein Grund dafür ist sicher in der Entwicklung der deutschen Kultur- und Medienwissenschaften zu suchen, in denen lange Zeit eine allzu einfache und stark vereinfachende Anwendung des Diktums der Kulturindustrie für den Filmbereich viele weitere Fragen überdeckte. Juliane Scholz hat nun in ihrer medienwissenschaftlichen Dissertation die Drehbuchautoren zum

Thema gemacht, deren Anteil am Produktionsprozess besonders gern übersehen wird. Denn – so hält sie als ein Ergebnis fest – es dominiert seit den 60er Jahren eine neue »kommerzielle Strategie«, die den Regisseur als Autor positionierte und damit die Bedeutung der Drehbuchautoren in der öffentlichen Wahrnehmung schwinden ließ.

Scholz schreibt eine Sozialgeschichte des Berufs von 1920 bis 1980, und indem sie das Deutsche Reich, die Bundesrepublik Deutschland und die DDR mit den USA vergleicht und vergleichend beschreibt, kann sie plausibel eine weit gespannte Gültigkeit ihrer Ergebnisse sowohl für eine internationalisierte Filmindustrie als auch für nationale Kinokulturen beanspruchen. Wie bei vielen Professionalisierungsgeschichten stehen die institutionelle Entwicklung der Selbstorganisation und der Einfluss der Produktionsprozesse auf den Beruf und das Berufsbild im Vordergrund. Das liegt auch daran, dass Juliane Scholz vor allem Forschung auswertet, Fachzeitschriften ergänzend miteinbezieht und ihre Archivrecherchen nur punktuell fruchtbar macht.

Zum abgrenzbaren Beruf entwickelt sich der Drehbuchautor erst mit den aufwändigen Langfilmproduktionen und seit der Einführung des Tonfilms 1927. Insgesamt schwankte sein Berufsbild zwischen organisiertem Textarbeiter, der dadurch eine sichere und abgesicherte Position innehatte, und dem kreativen Freiberufler, der für sich das soziale Kapital eines Schriftstellers beanspruchen darf. In den USA scheint es letztlich zu einer Vermittlung der widerstreitenden Ansprüche in der »Writers Guild of America« gekommen zu sein, während in Deutschland Autorenkino und austauschbare Produktionen für das Fernsehen ähnlich mächtige Zusammenschlüsse unterbanden. Eine große Rolle spielten für den Beruf nicht zuletzt die Versuche politischer Einflussnahme, natürlich im Nationalsozialismus und in der DDR, aber auch im Hollywood der 1950er Jahre. Denn wenn es um Kontrolle geht, ist der Drehbuchautor ein zentraler Angriffspunkt, da hier auf das Produkt Einfluss genommen werden kann, ohne Aufsehen zu erregen.

Der Arbeit geht es darum, erst einmal eine Grundlage zu schaffen, die zumindest in der deutschen Forschung vermisst wird, und das Vorhaben wird in gut lesbarer und sehr

übersichtlicher Form umgesetzt. Doch hätte man sich wünschen können, dass auch die Wirkung der innerprofessionellen Dynamiken und der Veränderungen in der Organisation des Berufsfelds auf die Produktion, also auf das Filmschaffen selbst, zum Thema gemacht worden wären.

PATRICK MERZIGER, LEIPZIG

Kuschel, Franziska: *Schwarzhörner, Schwarzseher und heimliche Leser*. Die DDR und die Westmedien. Göttingen: Wallstein 2016, 328 S.

Franziska Kuschel hat mit ihrer Dissertation an der Humboldt-Universität zu Berlin, die mit einem Promotionsstipendium der Bundesstiftung Aufarbeitung gefördert wurde, die Mediengeschichte der DDR klar bereichert. Ihre Studie versucht einen Gesamtüberblick über das Verhältnis des ostdeutschen Staates zu den Westmedien zu geben und die eigensinnige und ausgiebige Nutzung westlicher Medieninhalte durch die DDR-Bürger zu beschreiben.

Die große Stärke des Buches liegt vor allem in den quellengesättigten und ausführlichen Beschreibungen zu den 1950er und 1960er Jahren, die zudem neben Hörfunk und Fernsehen auch Presse, Kino und weitere Medien einbezieht. Hier zeigt die Autorin überzeugend, wie mit politischem Druck, sozialer Ausgrenzung bis hin zur strafrechtlichen Verfolgung durch Polizei, Ministerium für Staatssicherheit und Justiz die DDR-Bürger mit teils drakonischen Strafen von der Nutzung westlicher Medien abgehalten werden sollten. Dabei war das Hören oder Sehen westlicher Sendungen an sich nicht klar verboten. Der Schwerpunkt der Verfolgung lag hier beim gemeinschaftlichen Hören und Sehen sowie halböffentlicher Mediennutzung. Die omniprésente Angst der SED-Führung vor dem Kontrollverlust über die eigene Bevölkerung und dem Entstehen einer kritischen Öffentlichkeit – und sei sie noch so klein – tritt hier deutlich zu Tage.

Am Ende des Buches stellt Kuschel die bemerkenswerte These auf, dass »die Massenmedien und deren Gebrauch selbst unter den Bedingungen einer Diktatur eine emanzipatorische Wirkung entfalten konnten« (S. 307). Kuschel nennt dafür drei Gründe: erstens seien die westlichen Medien vor allem zur privaten Unterhaltung genutzt worden, womit sich die Bevölkerung dem Anspruch der Partei

nach Bildung und Erziehung in ihrem Sinne entzog; zweitens hätte die westliche Mediennutzung den permanenten Vergleich der Lebensverhältnisse in Ost und West ermöglicht; und drittens hätte die Durchsetzung der freien Senderwahl das Selbstbewusstsein der Bürger verstärkt, während die Verantwortlichen immer weitere Zugeständnisse machen mussten. Dieses Verhältnis wird von Kuschel als Aushandlungsprozess zwischen Mächtigen und Bevölkerung gedeutet.

Diese starke These von der Emanzipation der Bürger und dem demokratischen Potenzial der Massenmedien hätte durchaus mehr Aufmerksamkeit im Buch verdient. Denn während sich die These der Resignation der Mächtigen gegenüber der westlichen Medienhoheit über die Jahrzehnte der DDR und insbesondere in den 80er Jahren gut nachvollziehen lässt, ist die Demokratisierungsthese bislang nur wenig erforscht.

THOMAS GROBMANN, BERLIN

Allan, Seán / Heiduschke, Sebastian (Hg.): *Re-imagining DEFA*. East German Cinema in its National and Transnational Contexts. New York: Berghahn 2016, 366 S.

Das Gerundium im Titel verweist hier auf ein *work in progress* sowie auf den programmatischen Charakter des Sammelbands, der kritisch nach der nationalen Identität der ostdeutschen Filmproduktionsfirma DEFA (1946–1992) fragt. Denn traditionell, so implizieren die zwei Herausgeber im einführenden Text, seien die Filme der DEFA als nationales Kino (»national cinema«) verstanden worden. Die Folgen seien unter anderem die »Politisierung« des Gegenstandes, nämlich die Interpretation dieser Filmgeschichte entlang der Kultur- und Politikgeschichte der DDR, die mit einer Vernachlässigung anderer filmhistorisch relevanter Schwerpunkte einhergegangen sei. Somit versteht sich also das Buch als Teil einer Gruppe von Publikationen, die in den letzten Jahren dem 2001 von Thomas Elsaesser und Michael Wedel formulierten Appell nach »Normalisierung« der DDR-Filmforschung entlang internationaler Standards folgen (u.a. vergleichende Ansätze, institutionelle Dimension sowie die Erforschung des öffentlichen Raums, den das Kino in der DDR okkupierte).

Dieses Vorhaben wird in fünfzehn Beiträgen umgesetzt, die bis auf eine Ausnahme

von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus dem angelsächsischen Raum stammen. Ihre offensichtliche thematische Diversität wird in vier Teile gegliedert: Institutionen und Ideologie, nationale und transnationale Kontexte, Genre und populäres Kino sowie das Erbe der DEFA. Konkretisiert werden diese Schwerpunkte unter anderem durch die folgenden Beiträge, die zu den besten des Bandes gehören: Sie behandeln die Verwendung von Filmmusik (Larson Powell), die Geschichte der ost-westdeutschen Koproduktion ›Spielbank-Affäre‹ (Stefan Soldovieri), die Star-Qualitäten des Dean Reed und ihre politische Instrumentalisierung (Seán Allan), die Opernfilme mit Hinblick auf die Frage nach *media convergence* (Sabine Hake), Kinderfilme und sozialistische Kindheiten (Benita Blessing) oder die filmische Aufarbeitung des DEFA-Erbes (Nick Hodgkin und Daniela Berghahn). Diese Artikel sind in ihren Ansätzen innovativ, einfühlsam und präzise. Zugleich relativieren sie aber an bestimmten Punkten die ursprüngliche Zielsetzung des Bandes: Nationale Interpretationszusammenhänge und der geopolitische Kontext bleiben nach wie vor unverzichtbar, um die DEFA-Geschichte (neu) zu erzählen.

FERNANDO RAMOS ARENAS, LEIPZIG

Powell, Larson / Shandley, Robert (Hg.): *German Television. Historical and Theoretical Approaches*. New York: Berghahn 2016, 234 S.

Larson Powell und Robert Shandley lehren German Studies an US-amerikanischen Universitäten. Für ihren Band »German Television« luden sie Fernsehwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler ein, insbesondere auch theoriegeleitete historische Einzelstudien vorzulegen. Neun Autoren/innen stellten sich dieser Aufgabe, einen zehnten Beitrag über »German Theories of Television« steuerte Powell selbst bei. Die Studien werden von den Herausgebern angeordnet unter »Theoretical Prehistory and Theoretical Approaches« (part I), »GDR Television« (II), »Television in the Federal Republic: Auteurist TV« (III) sowie »Present and Future Perspective« (IV).

Aus einer »North American Germanist or media historical perspective« (S. 10/11) wollen Powell und Shandley die deutsche Fernsehgeschichte beleuchten, wobei sie die klassischen »mass media studies« überwinden

und Ansätze von »Kulturtechniken des Fernsehens« und »media technology's cultural embedding« (S. 2) fruchtbar machen wollen. Insofern ist der Beitrag von Wolfgang Hagen programmatisch zu verstehen. Hagen skizziert »Contingencies and Ruptures in the Technological History of Television« und zeigt medienarchäologisch auf, dass Fernsehen »the construction of a third image from electronic effects« (S. 31) ist.

Sodann versammelt der knapp 250-Seiten schmale Band die Studien, die spezifischen Untersuchungsgegenständen in der deutsch-deutschen Fernsehgeschichte gewidmet sind. Thomas Beutelschmidt berichtet unter dem Fokus auf staatliche Macht über die Beziehungen Film-Fernsehen in der DDR zu Hochzeiten des Kalten Krieges; Rüdiger Steinmetz zeigt medienpolitische und medienethische Aspekte auf, wenn er die Rolle der Kirchen und den Rückgriff auf eine »German *Kultur*« beleuchtet. Dem globalen Markt wendet sich Lothar Mikos zu, wenn er Deutschland als »Import Market« näher untersucht. Zu diesen deutschen Vertretern gesellen sich amerikanische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, deren Beiträge enger zugeschnitten sind. So widmet sich Evan Turner, Assistant Professor in Cincinnati, einem nicht realisierten Film-Fernseh-Projekt – den »Zimtpiraten« von Gottfried Kolditz. Brad Prager, Associate Professor in Columbia, spürt anhand von Rainer Werner Fassbinders »Martha« den künstlerischen Möglichkeiten im Fernsehen nach. Stefanie Harris, Associate Professor in Texas, legt eine Analyse von Alexander Kluges Fernseharbeit als »Gegenproduktionen« (S. 116) vor, während Bärbel Göbel-Stolz, Visiting Assistant Professor an der Indiana University, sich an einem Überblick über den Fernsehklassiker ›Tatort‹ versucht. Mit Paul Cooke kommt ein britischer Autor hinzu, der Nico Hofmann und die von »teamWorx« produzierten TV-Events zwischen internationalen Trends und dem deutschem Weg der Nation-Bildung verortet.

Insgesamt wird nicht immer deutlich, welche Ansätze vor allem die amerikanischen Autorinnen und Autoren anwenden und inwiefern ihre Einzelstudien auf das übergeordnete Ziel einer theoriegeleiteten Fernsehgeschichte jenseits der Cultural Studies eingehen. So kann man zwar die qualitativ

recht unterschiedlichen Einzelstudien mitunter mit Gewinn lesen, der erste Satz in der Einführung der Herausgeber aber bleibt eine Aufgabe: »Theorizing television has proven an elusive matter« (S. 1).

HANS-ULRICH WAGNER, HAMBURG

Imre, Anikó: *TV Socialism*. Durham: Duke University Press, 2016, 328 S.

Dieser Band fügt ein weiteres Stück innovativer Mediengeschichte zu einem Korpus kritischer, (post-)sozialistischer Studien hinzu. Für Anikó Imre birgt das Medium Fernsehen den Schlüssel zum Kulturverständnis des (post-)sozialistischen Raums. Auf der einen Seite eröffnen sich über das Fernsehen Einblicke in alltägliche mediale Produktions- und Austauschprozesse. Auf der anderen Seite erlaubt es Erkenntnis über eine ganze Bandbreite vertikaler und horizontaler Kommunikationsprozesse, die sich im sozialen, kulturellen, politischen und ökonomischen Bereich um das Medium herum anordnen. Anstatt das Bild einer uniformen sozialistischen Propaganda zu bedienen, zeigt Imre so Komplexität, geprägt durch hybride, ästhetische und ökonomische Austauschprozesse auf lokaler, nationaler und auch internationaler Ebene. Er macht deutlich, wie westliche »Genre«-Konzepte in der Unterhaltung neu gedacht, im sozialistischen Fernsehen kontinuierlich produziert und wie Elemente des westeuropäischen öffentlich-rechtlichen Rundfunks adaptiert wurden. Transkulturelle und multilinguale Rezeptionsprozesse stellt Imre einem monolithischen Verständnis (post-)sozialistischer Kultur, dem ein Ost-West Dualismus zugrunde liegt, entgegen. Hierfür bedient sie sich eines breiten geografischen Spektrums, das sich über Osteuropa und die Sowjetunion erstreckt, und zeigt Kontinuitäten und Brüche in Programmtrends, Vertriebsmustern, und Rezeptionsprozessen. Post-Sozialismus kann, wie Imre zeigt, im Bereich des Fernsehens nicht ohne seine komplexe Entstehungsgeschichte gedacht und verstanden werden.

Auch wenn die Beispiele und Struktur des Bandes teilweise wie ein wilder Mix mit punktuellen Überschneidungen erscheinen, erlaubt er dennoch einen informativen, überraschenden und lehrreichen Einblick in die Produktions- und Kommunikationsprozesse sozialistischen Fernsehens. Wer sich nicht an der kulturwissenschaftlichen Methode und an

ihren sprachlichen Eigenheiten stört, bekommt einen Einblick in (post-)sozialistischen Institutionen und lernt die Menschen kennen, die in ihnen arbeiteten, sowie die Ideen, Restriktionen und Möglichkeiten, die dieser Arbeit zugrunde lagen. Damit holt Imre aus dem Verborgenen, was zunächst fremd scheint, letztlich aber doch auch vertraut ist.

MANDY TRÖGER, URBANA-CHAMPAIGN

Schmitt, Martin: *Internet im Kalten Krieg*. Eine Vorgeschichte des globalen Kommunikationsnetzes. Bielefeld: transcript, 2016, 248 S.

Martin Schmitt hebt in seiner Einleitung berechtigterweise hervor, dass die Geschichte des Internets »eine Auffrischung aus der Perspektive der heutigen Zeit nötig« (S. 13) habe. Der Autor weist darauf hin, dass die meisten Monographien darüber »in einer Zeit des informationstechnologischen Aufbruchs der späten 1990er Jahre« (S. 11) verfasst wurden und aus einer dementsprechenden Perspektive den Blick auf die Entstehung des Internets richteten.

Mit vorliegendem Band füllt Schmitt diese mittlerweile recht große Forschungslücke zumindest partiell, indem er sich der »Vorgeschichte des globalen Kommunikationsnetzwerkes« (1967–1975) aus heutiger Perspektive annähert. Dem Autor geht es dabei vor allem um das Spannungsfeld zwischen »militärischen Auftraggebern, akademischer Forschung und gegenkultureller Aneignung« (S. 14). Wesentlich für Schmitt ist der soziale Rahmen im Hinblick auf die Entwicklung neuer Technologien. Um diesem Anspruch gerecht zu werden, stützt er sich auf den Ansatz der Social Construction of Technology (SCOT), der »vor allem den Einfluss der an der Entwicklung und frühen Nutzung einer Technologie beteiligten sozialen Gruppen« (S. 53) betont.

Nach einer theoretischen Auseinandersetzung mit für den Band zentralen Begriffen wie Netzwerk, Kybernetik, Internet und der Frage nach dem zugrundeliegenden Technikverständnis behandelt der Autor in vier Kapiteln die Geschichte des Internets in seiner Frühphase. Zunächst werden Militär, Wissenschaft und die gegenkulturelle Bewegung der New Communalists als die drei zentralen Akteursgruppen dargestellt. Daran anschließend analysiert Schmitt in zwei zeitlich abgegrenz-

ten Kapiteln die notwendigen Grundlagen, die ein »neues Paradigma der Vernetzung« erst ermöglichen. Zentral ist dabei auch in diesem Band die »Konstruktion des ARPANET« (1967–1972), wobei dieses Netz hier insbesondere als kybernetisches, in sich geschlossenes System beschrieben wird. Wesentlich für die Entwicklung des Internets ist darüber hinaus nach Schmitt die Phase von 1972 bis 1975, in der es schließlich um die Verbindung der bereits bestehenden heterogenen Netzwerke und Netzwerktechnologien ging.

Der Band konfrontiert den Leser mit einer Fülle an technischen Details, die in ihrer Ausführlichkeit für Laien bisweilen schwierig zu erfassen sind und an manchen Stellen sozialhistorisch relevante Ergebnisse etwas in den Hintergrund drängen. Unabhängig davon ist die vorliegende Publikation ein bedeutender Beitrag zur Geschichte des Internets, der künftig bei keiner Auseinandersetzung mit der Thematik übersehen werden darf.

CHRISTIAN OGGOLDER, WIEN

Siegfried Suckut (Hg.): *Volkes Stimmen*. »Ehrlich, aber deutlich« – Privatbriefe an die DDR-Regierung. München: dtv 2015, 576 S.

Beneiden mag man den Herausgeber nicht wegen der Arbeit, der er sich hier unterzogen hat: gar zu gleichmäßig erscheinen die hier abgedruckten 248 Briefe nicht nur an die DDR-Regierung, sondern auch an verschiedenste Medien in beiden deutschen Staaten, an sowjetische Stellen, an deutsche Bundeskanzler, darunter prominent Willy Brandt, und Minister sowie zahlreiche weitere Ansprechpartner. Gemeinsam ist ihnen, dass sie ihre Adressaten zumeist nicht erreichten, sondern abgeschöpft wurden von sogenannten Schriftenfahndern der Staatssicherheitsbehörden. Eine weitere Gemeinsamkeit eines sehr erheblichen Teiles dieser Briefe liegt im unflätigen, häufig rechtsradikalen Schimpfen der zumeist anonym bleibenden Autoren. Eine Minderheit der Briefeschreiber macht sich augenscheinlich verantwortungsbewusst Sorgen über Fehlentwicklungen in der eigenen Gesellschaft oder formulieren ausführliche Reformforderungen, viele von ihnen stellen sich als Mitglieder der SED vor, die oft offenbar nicht wagten, in ihrer eigenen Partei offen zu sprechen, wie die Briefe überhaupt verdruckster Ausdruck einer Gesellschaft ohne

eine funktionierende Öffentlichkeit sind. Alles das, was heute in den neuen politischen Bewegungen laut wird, bekamen die Briefschnüffler des Staatsschutzes, die Tag für Tag hunderttausend Briefe zu kontrollieren hatten, schon vor Jahrzehnten zu lesen, von kleinbürgerlicher Ordnungsliebe und Furcht vor langen Haaren und Fremdem bis zum Herrenmenschentum, das verächtlich von den östlichen Nachbarn redete und vermeinte, sich selbst als Träger westlicher Kultur und Werte begreifen zu dürfen. Beklemmender als jene Briefe, die mit Hakenkreuz und anderen eindeutig braunen Grüßen unterzeichnet sind, erscheinen diejenigen, in denen sich in schwer erträglichem Ton ein kleingeistiges Weltbild äußert, das aggressiv auf alles reagiert, was unbekannt ist oder vermeintlich das eigene Wohleben gefährdet.

Es ist sicher richtig, dass es sich bei den vorgestellten Briefen um einen wichtigen und aussagekräftigen Quellenbestand handelt. In einem hundert Druckseiten umfassenden instruktiven Vorbericht macht sich der Herausgeber detailliert auch quellenkritische Gedanken; bekannt wurde der Politologe mit diesen Briefen im Zusammenhang mit seinen Forschungen über die Stimmungsberichte, die von den Staatssicherheitsbehörden regelmäßig für die politische Führung der DDR abgefasst wurden. Ihren Wert haben die Briefe nicht zuletzt dadurch, dass sie die Diskrepanz von erlebter Realität und medienvermitteltem Zerrbild der Wirklichkeit anschaulich belegen. Was für die DDR-Literatur galt, dass man als Leser in der Lage sein musste, zwischen den Zeilen zu lesen, gilt für diese Briefe jedoch keinesfalls. Oder mit anderen Worten: obwohl hier manche Wahrheit unverblümt ausgesprochen wurde, kann ihre Lektüre wirkliche Freude nicht vermitteln. In vielem ähnelt ihr Tenor den Stimmen, die heute in der vermeintlichen Anonymität des Internets und der sozialen Medien zu hören sind.

HOLGER BÖNING, BREMEN